

Mit der fünften Ausgabe unseres Newsletters *Transkriptionen* verbindet sich für das Kulturwissenschaftliche Forschungskolleg »Medien und kulturelle Kommunikation« der Beginn einer neuen, vierjährigen Forschungsphase. In der Rubrik *Konzepte* stellt Friedrich Balke die zentralen Positionen vor, die für das Kolleg in den kommenden Jahren den inhaltlichen Fokus und Rahmen der Forschungsarbeit bilden werden.

Die Frage nach der Leistung und Herstellung von »Evidenz« bildet diesmal den *Schwerpunkt* unseres Heftes. Tom Holerts Text »Smoking Gun. Über den ›forensic turn‹ der Weltpolitik« untersucht das Evidenz-Dispositiv der Irak-Politik von Georg W. Bush, welches Beweise zwar beständig einfordert, aber gleichzeitig immer wieder ausstellt, dass Beweise für die Legitimation des politischen Handelns der US-Regierung entbehrlich sind. Aus theoretischer Perspektive analysiert Ludwig Jäger »Evidenzverfahren« als Praktiken der Prozessierung kulturellen Sinns und unterscheidet grundsätzlich »epistemische« von »diskursiver« Evidenz. Dabei bezeichnet epistemische Evidenz den mentalen Zustand unmittelbarer Gewissheit, während diskursive Evidenz auf Verfahren der Evidenzgewinnung wie Argumentation oder Erklärung verweist. Schließlich beschreibt Isabell Ottos Beitrag »Massenmedien wirken. Zur Aporie einer Evidenzlist«, wie die Medienwirkungsforschung mittels sozialstatistischer Tabellierung die untersuchten Sozialstrukturen keineswegs nur abbildet, sondern durch die verkürzende Anschaulichkeit der Tabellen allererst erzeugt.

In der Rubrik *Veranstaltungen* stehen neben zahlreichen Workshops wieder besonders die Gast-

professuren im Zentrum, die das Forschungskolleg im Laufe des letzten Jahres verwirklichen konnte. Filmwissenschaftler Tom Gunning von der University of Chicago (USA), Medienwissenschaftler Lev Manovich vom »Department of Visual Arts« der University of California in San Diego (USA), der Mediävist Stephen G. Nichols von der Johns Hopkins University (USA), Kommunikationsforscher Timo Saari vom Center for Knowledge and Innovation Research der Helsinki School of Economics (Finnland) sowie der Anglist Jonathan Haynes von der Humanities Division am Southampton College (USA) besuchten das Kolleg und konnten durch die von ihnen veranstalteten Workshops und Vorträge die Kolleg-Diskussion in fruchtbarer Weise erweitern. Anzukündigen ist an dieser Stelle das im Juni stattfindende Podiumsgespräch »Mit dem Schlimmsten rechnen« im Kölner »studio dumont« sowie die für Dezember geplante Konferenz zur Frage der Handlungsmacht. In der Rubrik *Publikationen* stellen wir mit den Bänden »Popularisierung und Popularität« und »Spuren Lektüren« Veröffentlichungen vor, die auf Fragestellungen des Gesamtkollegs antworten, sowie eine Reihe von Büchern, die aus der Arbeit einzelner Projektgruppen hervorgegangen sind. In der Rubrik *Profil* schließlich skizziert Friedrich Balke die für die dritte Forschungsphase erfolgte Neuausrichtung der Projektbereiche A, B und C des Forschungskollegs.

Auch für diese Ausgabe hoffen wir, dass wir Ihnen die Arbeit des Kollegs wie auch seinen theoretischen Rahmen sichtbar machen können und freuen uns wieder auf Ihre Resonanz.

Ludwig Jäger

Medien und Verfahren der Sichtbarmachung: Positionen eines Forschungsprojekts

VON
Friedrich Balke

Register medialer Sichtbarmachung

Die vielfältig erprobte operative Begrifflichkeit zur Analyse der »Verfahren der Medien« soll in der *dritten* Förderphase des Forschungskollegs (2005-2008) systematisch genutzt werden, um historisch wie systematisch unterschiedliche Register medialer Sichtbarmachung und Aufmerksamkeitssteuerung im Hinblick auf ihre kommunikative und kulturelle Leistung zu erforschen. Wir sprechen von *unterschiedlichen* Registern medialer Sichtbarmachung, um dem Eindruck entgegenzutreten, als handele es sich bei diesem Vorhaben einmal mehr um den Nachvollzug der in den letzten Jahren häufig gestellten Diagnose eines *pictorial* oder *iconic turn*.

Die Macht der Bilder ist nicht neu, wenn Bilder auch zweifellos in neuen medialen Formaten begegnen, man denke etwa an das medien- und kulturtheoretisch vieldiskutierte Beispiel der Computervisualistik. Sichtbarmachungs- und Evidenzverfahren adressieren keineswegs ausschließlich den Gesichtssinn. Sie basieren auch nicht auf einer Anthropologie oder »Phänomenologie der Wahrnehmung«, in deren Rahmen die Verfahren der technisch-apparativen Delegation des Sichtbarmachens kaum angemessen behandelt werden können. Mit dem Konzept der Sichtbarmachung beziehen wir uns also auf die Gesamtheit der medialen Verfahren, in denen etwas zum Vorschein gebracht oder vorgezeigt und auf diese Weise allererst zu einem Phänomen wird, das kommunikative Aufmerksamkeit bindet und soziale Handlungsmacht aktiviert. Über die geläufigen visuellen Verfahren hinaus sind also insbesondere auch die sprachlich-medialen Verfahren der Ostension, der Demonstration, der Exemplifikation sowie der rhetorischen Hypotypose zu berücksichtigen. Medien formieren einen Raum, in dem »etwas« zur Erscheinung kommen kann – gemeinsam mit den Beobachtungs- und Zugriffsmöglichkeiten, denen es sich anbietet, also den Subjektpositionen und den mit ihnen verbundenen Beobachtungschancen und Handlungsoptionen.

Die *Medialität* der Sichtbarmachung bringt sich in der Selektivität dessen zur Geltung, was sie zu sehen gibt bzw. auftauchen oder erscheinen lässt. Sie wird indirekt erfahrbar an dem, was sie in den Bereich des Unsichtbaren oder der Latenz abdrängt. Ein fruchtbarer Gebrauch des Konzepts der Sichtbarmachung steht und fällt daher mit der Einbeziehung von Gegenbegriffen, die die Lücken, Brüche, blinden Flecken und Widerstän-

digkeiten, mit einem Wort: die Störungen in dem, was jeweils medial zur Anschauung gebracht wird, erkennbar bzw. lesbar werden lassen. Störungen sind aber nicht nur mediale »Ausfallerscheinungen«, sondern werden durch bestimmte Beobachtungen und Beschreibungen medialer Operationen regelrecht provoziert. Mediendiskurse, die solche Beobachtungen und Beschreibungen organisieren, sind untrennbar gebunden an die Diagnose, also an die Sichtbarmachung von Störungen und damit an die Instituiierung von autorisierten Beobachterpositionen sowie an die Formulierung und Durchsetzung von Normen, deren Verletzung den Störfall allererst erkennbar macht und Handlungsbedarf signalisiert.

Visual Culture

Was den vormaligen *linguistic* mit dem heutigen *pictorial turn* verbindet, ist die Forderung, an die Stelle einer vorschnellen Bedeutungszuweisung isolierter sprachlicher oder visueller Fakten die Frage nach ihrer kommunikativen Funktion im Hinblick auf die Ausübung von Handlungsmacht zu stellen. Um diese Frage beantworten zu können, gilt es, die Bilder aus dem engen theoretischen Bezugsrahmen von Mimesis, Illustration und Repräsentation zu lösen und sie in dem Netzwerk von Apparaten, Institutionen, Körpern und nicht zuletzt *auch*: Diskursen zu verankern, aus deren differentiellem Zusammenspiel der jeweilige Status von *visuellen Ereignissen* resultiert, deren Bestimmung auch die systematische Berücksichtigung der Position des betrachtenden Subjekts verlangt.

Es empfiehlt sich, das Problem der Handlungsmacht der Bilder *in* den Bildern selbst zu lokalisieren, deren spezifischer *Mehrwert* darin besteht, über die Erzeugung von neuen Blick- und Beobachtungsverhältnissen sowie verschiedensten Verfahren der Aufmerksamkeitssteuerung Individuen ebenso wie Kollektive zu adressieren und damit allererst kommunikativ zu formieren. Werden Bilder gesehen und sofort vergessen oder besteht die Wahrscheinlichkeit, dass sie weiterleben, sich reproduzieren und sich dabei neue, überraschende Formen entwickeln und Verbindungen zu anderen Medien eingehen, lautet die Frage einer Bildforschung, die die Analysen der pikturalen Repräsentationstechniken und der zum Einsatz kommenden Codierungen auf das übergreifende Problem der *Bildkommunikation*, also der mit und durch Bilder vollzogenen sozial folgenreichen Akte bezieht. Sichtbarmachung wird da-

her von uns nicht als eine intrinsische Eigenschaft von Bildern aufgefasst, die ihnen immer schon zukommt. Sie manifestiert sich vielmehr in der Fähigkeit von Bildern, sich – über Mediengrenzen hinweg – ›fortzuschreiben‹, also in ihrem transkriptiven Potential und ihrer kulturellen Adressierungsleistung.

Anders als in den vielfach *geschichtsphilosophisch* grundierten Aussagen über eine säkulare Zunahme der Bedeutung von Bildern und Visualisierungspraktiken beharren wir allerdings darauf, dass es Kulturen der Sichtbarkeit nur im Plural gibt. Nur so lässt sich eine problematische Asymmetrisierung von Kulturen im Hinblick auf die Bedeutung von Bildern vermeiden. Sie verbietet sich für uns schon aus Gründen der systematischen Berücksichtigung auch vormoderner (etwa mittelalterlicher oder frühneuzeitlicher) und außereuropäischer (in unserem Fall: afrikanischer) Medienkulturen.

Sagbarkeiten und Sichtbarkeiten

Das Forschungskolleg betrachtet das Sehen als eine historisch-kulturelle Variable, es bezieht das jeweils Gesehene auf den *Möglichkeitsraum des Sichtbaren* und damit auf ein Kommunikations- und Handlungsfeld, eine diskursive Ordnung, die ihrerseits nicht unmittelbar wahrnehmbar und daher nicht mit den Objekten, Dingen oder Sinnesqualitäten zu verwechseln ist. Die Bedingung, auf die die Sichtbarkeit sich beruft, ist nicht die Sichtweise eines Subjekts; vielmehr ist das sehende Subjekt »seinerseits eine Stelle innerhalb der Sichtbarkeit, eine abgeleitete Funktion der Sichtbarkeit«¹. Im Anschluss an Michel Foucault begreifen wir das Sichtbare so wie die Macht dessen, was gesagt wird, als abhängig von bestimmten Prozeduren und Regularien, die im Gesehenen selbst nicht sichtbar werden, sondern nur im Ausgang von ihm erfasst werden können. Gegen die nicht nur akademische Versuchung einer dominant linguistischen oder textualistischen Perspektive auf die Kultur (und gerade auch, wie das Beispiel der Filmanalyse zeigt, auf ihre Bilder) helfen weder eine Phänomenologie der Wahrnehmung noch auch die Beschwörung der ewigen Werte des Imaginären. Das Forschungskolleg schließt daher an Überlegungen Foucaults an, der eine kulturelle Epoche als ein *audio-visuelles Archiv*, als ein Zusammenspiel von *Diskurs* und *Figur* analysiert, dessen Grundregel lautet: Was man sieht, liegt nie in dem, was man sagt und umgekehrt. Das Erscheinenlassen einer Form ist irreduzibel auf die Formulierung einer Aussage.

Seit den Anfängen der rhetorischen Theoriebildung ist auf die spezifische Machtwirkung des Vor-Augen-Stellens hingewiesen worden. Die Sichtbarkeit verweist von vornherein auf bestimmte Ordnungen, Dispositive und Anweisungen, die regeln, was überhaupt gesehen werden kann. Sie schließt daher ein reines Sehen oder eine unmittelbare Wahrnehmung, von der man glaubt, dass sie sich einstellt, wenn man die Augen öffnet, aus. Ebenso wenig wie es Medien in einem über-

historisch stabilen Sinne gibt, kann daher von Bildern in einem von medialen Dispositiven und Handlungsgefügen absehenden Sinne gesprochen werden. Die Sichtbarkeit der Dinge ist keine fraglos gegebene Qualität, die ihnen ›anhaftet‹, sie wird vielmehr an bestimmten Stätten (z.B. Laboratorien für die Wissenschaften, statistische Büros für die Politik) erzeugt und verwaltet sowie einer bestimmten diskursiven Rahmung unterworfen, die darüber entscheidet, welche *Handlungsmächtigkeit* (*agency*) ihnen zuwächst. Und was für die Produktion der Bilder gilt, die an bestimmten Orten der Sichtbarmachung stattfindet und unter Umständen mit einem enormen materiellen und personellen Aufwand verbunden ist, gilt auch für ihre Rezeption. In dem Maße, in dem sich der Raum der technischen Aufzeichnung unsichtbarer bzw. ›unwahrnehmbarer‹ Phänomene erweitert, stellt sich die Frage nach der Glaubwürdigkeit bzw. der Autorität von Bildern, für die kein (menschliches) Korrektiv zur vergleichenden Betrachtung zur Verfügung steht.

Evidenzverfahren

Statt Evidenz, wie in der neuzeitlichen philosophischen Tradition weithin üblich, als spezifische Leistung des Bewusstseins zu betrachten, halten wir es für ergiebiger, an den antiken rhetorischen Theoriekontext anzuschließen, in dem die Techniken des Vor-Augen-Stellens von vornherein auf *kommunikative* (vor allem: sprachliche) Prozesse bezogen waren. Mit dem für uns maßgeblichen Begriff von Evidenz stellen wir auf zweierlei ab:

- einerseits auf die Erzeugung der Evidenz durch die *Invisibilisierung* des zu ihrer Herstellung nötigen Verfahrens, das gewissermaßen im Effekt verschwindet
- andererseits auf die Erzeugung der Evidenz durch die *Ausstellung* des Verfahrens etwa in der Politik oder vor Gericht, aber auch in Ritualen oder künstlerisch-performativen Beglaubigungsstrategien

Die Evidenzverfahren können die soziale Beglaubigungswirkung, auf die sie abzielen, allerdings auch torpedieren. Darin liegt ihre Dialektik. Exemplarische Evidenzgeneratoren wie die Verfahren der Rekurrenz, der Serialisierung, der Paraphrasierung und Rhythmisierung, die im Forschungskolleg unter dem Stichwort der »Praktiken des Sekundären« erforscht werden, erschöpfen sich nicht nur darin, Sinnformen zu fixieren und zu stabilisieren. Medien bringen nicht nur etwas zur Erscheinung, was ohne ihre Mithilfe sich jeder Sichtbarkeit entzöge; sie bringen auch sich selbst zur Erscheinung, nämlich immer dann, wenn sich die latent gehaltenen medialen Inszenierungsbedingungen von Sinn in ihrer Faktizität aufdrängen und die Aufmerksamkeit von der Ebene des Mediatisierten auf das Medium selbst, also auf die Rahmungen, dispositiven Strukturen und habitualisierten Gebrauchskontexte der mediatisierten Objekte, die deren soziale Geltung garantieren, verlagert wird.

Medien, Handlungsmacht und Agency

Medien, wie sie das Forschungskolleg thematisiert, haben den Status von Hybriden oder *Quasi-Objekten* (Michel Serres), denn sie entziehen sich der für die moderne (cartesianische) Epistemologie maßgeblichen Alternative von bloßen Dingen oder ›Fakten‹ und sinngebenden Subjekten und damit einer einseitigen, der Differenz von Subjekt und Objekt entsprechenden Verteilung und Fixierung von Aktivität und Passivität, *agency* und *patienthood*, also Handelnden und ›Behandelten‹.² Medien in diesem Sinne umfassen *Vermittler* aller (d.h. nicht nur menschlicher) Art, für die charakteristisch ist, dass sie eine Form von Handlungsmacht (*agency*) ermöglichen, die nicht länger auf die ursprüngliche Initiative eines ›sprach- und handlungsfähigen Subjekts‹ zurückzuführen ist. An die Stelle eines subjektzentrierten Handlungsbegriffs, wie er für die Moderne typisch ist, lenkt die Medienforschung die Aufmerksamkeit auf Funktionsweisen der Netzwerke mit ›verteilter Handlungsmacht‹, die soziale und kulturelle Macht als das Ergebnis einer fortwährenden Übersetzungs- und Übertragungsaktivität zu konzipieren erlauben, an der unabsehbar viele Akteure – und zwar nicht nur in der Rolle der Handelnden, sondern ebenso in der der ›Erleidenden‹/Affizierten – beteiligt sind, ohne deren Vermittlung keine identifizierbare Handlung zustande käme. Wir wollen die Untersuchung der Strategien medialer Sichtbarmachung dadurch schärfen, dass wir systematisch nach ihrer sozialen und kulturellen Mobilisierungskraft fragen.

Medien markieren eine Funktionsstelle innerhalb weit ausgreifender Netzwerke mit verteilter Handlungsmacht. In eine solche Funktionsstelle kann prinzipiell jedes Ding und jede Person einrücken und zeichenmediale Wirksamkeit entfalten. Wir schränken daher den Medienbegriff nicht auf ›technische Medien‹ ein, wie vielfach vorgeschlagen wird, sondern beziehen ausdrücklich auch den Körper der Kommunizierenden bzw. der »Zeichenvermittler« als einen ›medialen Kandidaten‹ in unsere Forschungen ein. Medien und Kommunikation, die Leitbegriffe des Forschungskollegs, wollen ein Feld eröffnen, auf dem *Handlungs- und Aushandlungsprozesse* den Blick auf die Kontingenz bestimmter Institutionalisierungen von Handlungsmacht, auf ihre Ereignishaftigkeit und damit zugleich auch: auf die Reversibilität der mit dieser Macht verbundenen Zuschreibungen (›Agent‹/›Patient‹) freigeben. Der von uns medientheoretisch gewendete *agency*-Begriff richtet sich insbesondere auf die Übergänge und die Mischungen zwischen Dingen, Personen und Zeichen, also auf alle Vorgänge, in denen ihnen situativ *agency* oder *patienthood*, Handeln oder Behandelwerden *attribuiert* wird.

Der Begriff von Medienkultur, der den Arbeiten des Forschungskollegs zugrunde liegt, versucht der Unmöglichkeit Rechnung zu tragen, die Ressourcen der Handlungsmacht entweder in der Natur oder in der Semiosis oder der Sozialität zu

verorten. Der Medienbegriff umspannt daher die großen Trennungen zwischen den ontologischen Feldern (Naturalität, Sozialität, Diskursivität): Medien begegnen zweifellos auch als *Dinge*, materielle Techniken und greifbare Apparate mit physischer Struktur und Oberfläche; sie sind darüber hinaus aber gleichzeitig auch Repräsentationsformen, Techniken der Erzeugung und Verarbeitung von Sinn und Bedeutung; und sie bringen, als Kommunikations- und Verbreitungsmedien, den Raum der kollektiven wie individuellen Adressierung hervor, der die Bedingungen der sozialen Erreichbarkeit und damit: die Grenzen der Gesellschaft und ihrer Macht definiert. Wenn Gesellschaften daher aus Kommunikationen bestehen, dann trifft diese Einsicht, wie wir denken, nur unter der Bedingung zu, dass man das Feld der Kommunikation nicht auf Beziehungen zwischen menschlichen Akteuren einschränkt, sondern auf Kollektive (im Sinne der neueren Wissenschaftsgeschichte) erweitert, die Menschen und nicht-menschliche Wesen umfassen, also Götter und Geister ebenso wie technische Artefakte und kollektivsymbolisch erzeugte Größen wie Nationen und andere *imagined communities*.

¹ Gilles Deleuze: Die Schichten oder historischen Formationen: Das Sichtbare und das Sagbare (Wissen), S. 69-98, hier: S. 82.

² Zur umfangreichen *agency*-Literatur vgl. insbesondere die medientheoretisch fruchtbar zu machenden wissenschaftsgeschichtlichen und ethnologischen Arbeiten von Alfred Gell *Art and Agency. An Anthropological Theory* sowie – im Grunde das Gesamtwerk – von Bruno Latour, insbesondere aber »Give Me a Laboratory and I Will Raise the World«, in: Mario Biagioli (Hg.): *The Science Studies Reader*, London/New York 1999, S. 258-275 sowie »On Actor-Network Theory: A Few Clarifications«, in: *Soziale Welt* 4/47 (1996), S. 369-381. Vgl. auch John Law/John Hassard (Hg.): *Actor Network Theory and After*; Andrew Pickering: *The Mangle of Practice. Agency and Emergence in the Sociology of Science*, in: Biagioli (Hg.): *The Science Studies Reader*, S. 372-393.

Smoking Gun

Über den »forensic turn« der Weltpolitik*

von
Tom Holert

»Presumptions do not solve the problem. Evidence and full transparency may help. Let me be specific.«

(Hans Blix, 27. Januar 2003)¹

1.

Als sich im Juni 2003 die Anzeichen dafür verdichteten, dass die Bush-Regierung ihre eigene Bevölkerung und die Weltöffentlichkeit über die



Abb. 1
Tom Toles, Karikatur, *International Herald Tribune*, 25. Juni 2003

Gründe für den Krieg gegen Irak getäuscht hatten, wurden die Karikaturisten in der US-amerikanischen Presse aktiv. Zwei Beispiele, beide aus der Ausgabe der *International Herald Tribune* vom 25. Juni 2003 (Abb. 1/2): Der Cartoonist Tom Toles, der für die *Washington Post* zeichnet, legte die Freiheitsstatue und den Präsidenten ins Ehebett. Miss Liberty, die Flamme auf dem Nachtschisch, die Tafeln der Verfassung in der Hand, fragt George W. Bush, ob es denn nun »conclusive evidence« über die Existenz von Massenvernichtungswaffen gegeben hätte oder nicht; Bush weicht aus, es sei eine Frage der Definition dessen, was »gewesen« ist. Damit flüchtet sich Bush kasuistisch in die Grammatik und in die Labyrinth der Zeit – Zeichen mangelnder Überzeugungskraft. In G. B. Trudeau's *Doonesbury*-Strip vom 25. Juni 2003 diskutieren Trainees im CIA-Hauptquartier in Langley über den »neuen Standard« der Wahrheitspolitik der US-Regierung. Egal, wie dünn die Geheimdienstinformationen – »the White House wants them in«, erklärt der Seminarleiter; nicht länger dürfe Plausibilität einem »Empire-friendly report« im Weg stehen; statt dessen seien Kreativität und Er-

findungsgabe gefragt. Das einzige Naturgesetz, das noch interessiere, sei die Schwerkraft: »We need it to bomb.«

Karikatur und Cartoon gehen von der Annahme aus, dass die Repräsentationsarbeit der US-Regierung von fadenscheinig-kasuistischen Argumentationen, wenn nicht von purer Fiktion getragen ist. Glauben tut hier niemand mehr etwas. Fast scheint es, als wäre nichts evidenter als der Mangel an Beweisen und das selbstverständliche Außerkraftsetzen von Wahrheitskriterien. Beide Zeichnungen erinnern deshalb auch daran, welche Fragen in dieser Situation zu stellen wären: Wie werden Fraglosigkeit, Selbstverständlichkeit, Überzeugungskraft konkret produziert, beziehungsweise: mit welchen Mitteln und Medien wird die Konkretion der Evidenz in Szene gesetzt? Die Funktion der Beweiserhebung und Beweispräsentation, also der Organisation und Inszenierung von *evidence*, ist im Kontext eines Wahrheitsregimes zu verorten, in dem bestimmte Bilder, Objekte, Berichte, Zeugnishaften, allgemein: Aussagen, den Status von Beweismitteln oder Beweisen erlangen. So sehr das englische *evidence* dazu verleitet, hier bereits eine weitreichende Ordnung der Evidenz zu vermuten, so sehr ist – mit Gilles Deleuze und Michel Foucault² – darauf zu bestehen, dass die Bedingungen der Möglichkeit, überhaupt mit *evidence* im Sinne be-

Abb. 2
Garry B. Trudeau, »Doonesbury«, Cartoon, *International Herald Tribune*, 25. Juni 2003



stimmer politischer Zwecke zu operieren, zu untersuchen sind. Gerade dass Beweismittel zu Mitteln der Politik werden, dass *evidence* in einer Rhetorik der politischen Kriminalistik und Polizei-Politik zum Einsatz kommt, zeugt von einem spezifischen Diagramm der »évidences«, von

dem Deleuze mit Berufung auf Foucault spricht. Anders als traditionelle Formen und Methoden der Repräsentation ist ein »diagrammatisches« Denken von Kräften und Vektoren, von Machtzentren und Geschwindigkeiten vielleicht geeignet, die Funktion der *evidence* zu bestimmen, von der in den letzten Jahren in der Bedeutung eines Beweismittels soviel die Rede war: Als wichtiges Element in einer Transformation von Politik in Polizei-Politik, beim strukturellen Umbau einer Sphäre der öffentlich-demokratischen Aushandlung und Kommunikation in eine solche des Arkanwissens sowie der kriminalistischen Spurensicherung und Beweiserhebung.

2.

»Warum haben wir solche Schwierigkeiten, Waffen zu finden oder zu der sicheren Überzeugung zu gelangen, dass sie nicht existieren oder dass sie einmal existierten, aber beseitigt wurden?«, fragte David Kay, der Anfang Februar 2004 sein Amt niedergelegte und mit Äußerungen über die Unauffindbarkeit von Massenvernichtungswaffen an die Öffentlichkeit trat, die den Regierungen Bush und Blair nicht besonders angenehm waren – so wenig, dass sie kurz darauf beschlossen, Untersuchungskommissionen einzusetzen, die die Evidenzproduktion rund um das Stichwort »Massenvernichtungswaffen« in Augenschein nehmen sollten. Anfang Oktober 2003 nannte Kay eine Reihe von Gründen für diese Unauffindbarkeit. Er erwähnt, dass die Waffenproduktion im Irak hochgradig zergliedert gewesen sei. Dies habe zu tun mit den Methoden des Regimes, Geheimnisse mittels Terror und Angst, Täuschung und Verleugnung zu bewahren. Das Umfeld im Irak, so Kay, ist auch einige Monate nach dem offiziellen Ende des Krieges nicht unbedingt permissiv, was Waffenkontrollen betrifft. Weiterhin würden Informanten und Wissenschaftler eingeschüchtert. Auch die Waffeninspektoren selbst, auf die bereits Anschläge verübt wurden, würden in ihrer Arbeit behindert. Materialien und Dokumente, die mit den Waffenprogrammen zu tun hatten, würden verstreut und vernichtet, sowohl vor dem offiziellen Beginn des Konflikts wie währenddessen und danach. Außerdem seien die Objekte, nach denen die Iraq Survey Group suche, nicht gerade groß, jedenfalls viel kleiner als die konventionellen Waffen der irakischen Armee. Nach Abschluss der »Operation Iraqi Freedom« hätte die Welle der Plünderungen überdies wichtiges und leicht einzusammelndes Material sowie »forensische Beweismittel« im Zusammenhang mit dem Waffenvernichtungsprogramm mit sich gerissen – in der klaren Absicht, wie Kay ausführt, die Aktivitäten des Saddam-Regimes zu vertuschen.³

Dass sich die CIA-Waffenkontrolleure nach dem Ende der Invasion und dem Beginn einer Mischung aus Besatzungsregime, terroristischem Partisanen- und Bürgerkrieg überhaupt vor die Aufgabe gestellt sahen, die »evidence« zu beschaffen, die die Existenz geheimer Waffenpro-

gramme der Iraker belegt, verdankte sich nicht zuletzt einer Veränderung der Strategie und Rhetorik der US-Diplomatie im Verlauf des Jahres 2002. Hatte man zunächst ohne spürbaren innen- und außenpolitischen Erfolg den Akzent auf den »regime change« im Irak gesetzt, erwies sich im Prozess der Formulierung der Resolution 1441, die am 8. November 2002 im Sicherheitsrat der UN einstimmig beschlossen wurde, dass die Karte »Abrüstung« womöglich besser zieht. So schob man das Projekt des an strenge Ultimaten gebundenen »disarmament« des Irak in den Vordergrund. Dieser Wechsel der Terminologie erlaubte es nun auch, wesentlich offener als zuvor, im Stile einer kriminalistischen Ermittlung vorzugehen, das heißt den Irak als jenen »Schurkenstaat« zu behandeln, der er seit der Einführung dieses Begriffs durch die Clinton-Administration für die USA gewesen war. Tendenziell wurde die Umkehrung der Beweislast betrieben. Die UN-Waffeninspektoren, die die Resolution 1441 durchsetzen sollten, waren in dieser Sichtweise eine Art forensische Operationseinheit, geheimdienstlich unterstützt (und unterwandert). Nur dass Hans Blix und seine Mitarbeiter diesem Skript nicht ganz folgen wollten, ebenso wie etwa ein Jahr später der CIA-Mann David Kay.

Diese Reformatierung der Weltpolitik in eine kriminalistisch-forensische Untersuchung stand im Zeichen einer zentralen und umstrittenen Metapher – der »smoking gun«. Das Bild vom »rauchenden Colt«, der vom abgegebenen Schuss noch unmittelbar zeugenden Waffe, mit der die zeitliche und (zumeist) auch räumliche Nähe zur Tat, zum Verbrechen, stichhaltig bewiesen wäre, spielte in der Vorbereitung auf den Krieg eine entscheidende Rolle. Es handelt sich um ein verbreitetes, beliebtes Bild für einen zwingenden Beweis, für das – übrigens u.a. sexuelle – Ertapptwerden *in flagranti*, das Evidenz-Ereignis schlechthin. Für Bush galt es, den Wert der »smoking gun« als unbestreitbaren Beweis, als »evidence« *par excellence* gleichzeitig herabzumindern wie andererseits die UN mit Forderungen nach der Beibringung eben jener »smoking gun« zu bedrängen. Die Fundamente für diese Politik der Indifferenz gegenüber »Beweisen« war offenbar schon früh gelegt. So antwortete der stellvertretende US-Verteidigungsminister Paul Wolfowitz in einem Interview vom Februar 2002 auf die Frage, ob sich »irgendein überzeugender Beweis« (»any convincing evidence«) gefunden hätte, der den Zusammenhang zwischen Saddam Hussein und den Attentätern vom 11. September untermauern würde, zunächst ausweichend mit Hinweis auf Geheimhaltungsverpflichtungen; auf Nachfrage jedoch erklärte Wolfowitz dem Journalisten bündig die Prinzipien der Bush-Regierung in dieser Hinsicht: »Ich denke, der grundlegende Punkt ist, dass die Prämisse Ihrer Frage zu sein scheint, dass wir auf einen unzweifelhaften Beweis warten würden [proof beyond reasonable doubt]. Ich denke jedoch, die Prämisse einer Politik muss sein, dass wir es uns nicht leisten können, auf diesen unzweifelhaften Beweis zu warten.«⁴

gen der US-Regierung zu verorten sind. Joyners Diagnose einer Adaptation des C.S.I.-Prinzips durch die imperiale Machtpolitik findet hier ihre Bestätigung. Der ›forensic turn‹ der Politik führt mitunter zu kuriosen Fehleinschätzungen der eigenen Involviertheit in dieses umfassende Evidenzsystem. So reagierte kurz vor Powells Sicherheitsratspräsentation Donald Rumsfeld, der US-Verteidigungsminister, sehr ungeduldig auf Nachfragen von Journalisten, ob denn nun von

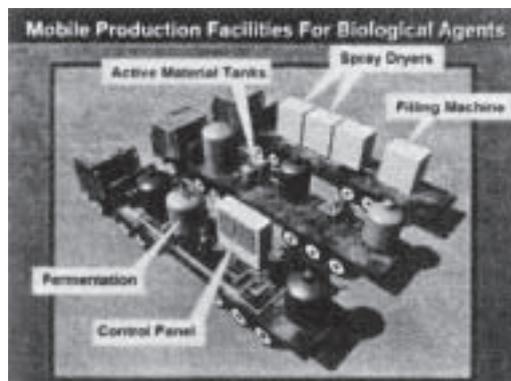


Abb. 4
»Mobile Fertigungsanlagen für biologische Waffen«, Slide Nr. 20 aus der Powerpoint-Präsentation von Colin Powell vor dem UN-Sicherheitsrat, 5. Februar 2003

Powell dramatische »explicit evidence« zu erwarten sei. Rumsfeld, ironisch: »Diese Fixierung auf einen rauchenden Colt fasziniert mich. Sie haben zuviel ›L.A. Law‹ oder sowas gesehen.«¹⁰

Doch soll nun die Fixierung auf den ›forensic turn‹ der USA ergänzt werden um eine Perspektive auf das Zusammenspiel der Vereinigten

Staaten und der Vereinten Nationen in diesem neuartigen Blick- und Wahrheitsregime. Die Evidenz der UN selbst ist zu befragen, die Evidenz eines spezifischen Regimes der Überwachungen und Kontrollen, einer spezifischen Ausrichtung auf die Beweisbarkeit des Fehlverhaltens jener Mitgliedsstaaten der Staatengemeinschaft, die von anderen Mitgliedern der UN als Schwellen- oder Schurkenstaaten bezeichnet werden.

Wie die Rolle der internationalen Gemeinschaft in Gestalt der UN und ihrer Kontroll- und Sanktions-Polizei-Politik und die Feindbestimmung und Kriegspropaganda der USA zusammenspielen, hat Jacques Derrida diskutiert. Er machte die UN und den UN-Sicherheitsrat verantwortlich für die Herausbildung eines neuen Systems des internationalen Rechts, das es fast gleichgültig erscheinen lässt, ob eine Militäraktion der US-Amerikaner vom Sicherheitsrat bewilligt wird oder nicht. Die Evidenz dieses Systems liegt in einer allzeit gewährleisteten gewissenmäßigen Rechtmäßigkeit des Handelns derjenigen begründet, die ermächtigt sind – ökonomisch, militärisch –, dieses merkwürdige 360-Grad-Recht anzuwenden. Im gleichen Zusammenhang sprach Derrida auch die Herausbildung eines spezifischen Blickregimes oder *perception management* an, welches von einem durch die Rechts- und Gewaltordnung des Empire erzeugten Selbstverständnis getragen wird. Diese Evidenz, diese Fraglosigkeit ist mit Titeln wie Abrüstung, Entwaffnung, *disarmament* geschmückt und hat den einen Zweck, die Verteilung von konventionellen Waffen und Massenvernichtungswaffen wenn nicht gänzlich zu unterbinden, so doch zu kontrollieren und an Bedingungen zu knüpfen. Wenige Wochen vor dem offiziellen Anfang der Kriegshandlungen sagt Derrida:

[M]an darf den außergewöhnlichen Umstand nicht vergessen, den für die staatliche Souve-

ränität die permanente Anwesenheit von Inspektoren bedeutet, die von den höchsten Rechtsinstanzen des internationalen Rechts aus berechtigt sind, überall im Irak zu kontrollieren und sich zu bewegen, als wären sie zu Hause! All das kann man natürlich dem Krieg, der im Gang ist, zuschreiben. Aber welches andere Land würde akzeptieren, daß von Flugzeugen unterstützte Inspektoren gehen, wohin es ihnen beliebt, und im Land verhören können, wen immer sie wollen? All das vergisst man ... Das sage ich nicht, um irgendjemanden zu verteidigen ... aber welches Land würde eine solche Deformation, ein solches Aufgeben von Souveränität hinnehmen?¹¹

Auch hier beschreibt Derrida die Verschränkung von Recht und Gewalt als eine Verschränkung von UN und USA, der Waffeninspektoren und der Flugzeuge. Die Inspektionen, zumal die mit militärischer Macht durchgesetzten (und nur unter dieser Bedingung hat die UN die Inspektoren der UNMOVIC unter der Leitung von Hans Blix in den Irak gelassen), verletzen die Souveränität des Territoriums und des Nationalstaats.

Das weltpolitische Evidenz-Dispositiv, durch das Begriffe wie »Schurkenstaat«, Methoden polizeilicher Ermittlung oder die rhetorische und praktische Kriminalisierung des politischen Gegners operationalisiert werden, entsteht im Zusammenwirken der geopolitischen Kräfte und kann keineswegs als das alleinige Werk US-amerikanischen Hegemonialstrebens betrachtet werden. Ein wichtiger Bestandteil dieses Evidenz-Dispositivs ist die Idee der Zivilgesellschaft. »Eine wachsame und informierte Öffentlichkeit kann wesentlich dazu beitragen, die Führer der Welt davon zu überzeugen, dass eine bessere und sicherere Welt erreicht werden kann, wenn man sich sämtlicher Massenvernichtungswaffen entledigt.« Mit diesen Worten appellierte Kofi Annan, Generalsekretär der UN, Anfang Februar 2003 in höchster Bedrängnis an die »civil society«, die internationale »Zivilgesellschaft«.¹² Fast machte es den Eindruck, als wäre dies die letzte Karte, die dem Projekt Vereinte Nationen noch geblieben war, um sich der finalen Brückierung durch die Bush-Regierung zu erwehren. Annan und die Seinen träumen von einer zu mobilisierenden »öffentlichen Meinung«, welche Regierungen »motiviert«, den Abrüstungsprozess voranzutreiben. Zivilgesellschaft wird als eine Art Überwachungs- und Überzeugungsgesellschaft verstanden, und wenn man nicht aufpasst, wird sie unter der Hand zum Faktor in einem polizeilichen Dispositiv der Prävention und Kontrolle.

Liest man etwa die Veröffentlichungen des United Nations Institute for Disarmament Research (UNIDIR), wird schnell deutlich, dass im Kampf für Abrüstung, gegen die Proliferation von Waffen und für eine Politik der Verifikation derzeit umgedacht wird. Die so genannten »Neuen Kriege« machen auch neue Methoden der Waffen- und Abrüstungskontrolle erforderlich. Und hier ist die Zivilgesellschaft gefragt, beispielsweise in der Landminenfrage. »Civil society organizations – became a new actor in arms control«, heißt

es in einem Aufsatz zur Ausbildung zur Abrüstung von 2001.¹³ Die Implementation von Landminen-Beseitigung, die so genannte »humanitarian mine action«, ist für die internationale Gemeinschaft eines von vielen Pilotprogrammen zur Einrichtung von »bottom-up approaches to arms control implementation«, also von Überwachungssystemen unter Einbeziehung der Zivilgesellschaft in Krisenregionen: »Indem man die Bevölkerung ins Zentrum des Überwachungs- und Evaluationsprozesses stellt, werden die Landminen-Initiativen die lokalen Gemeinschaften ermächtigen und zu lokalem Besitztum ermutigen.«¹⁴

Ende 2003 erschien eine Ausgabe des *Disarmament Forum* von UNIDIR, in der die Frage von Waffenkontrolle und Abrüstung mit einer Genderperspektive versehen wurde. Scheinbar fortschrittlich wurden hier die »Erfahrungen und Bedürfnisse« von Frauen wie Männern adressiert und in Verbindung gebracht mit »Abrüstungs- und Peace-Building-Aktivitäten und -Zielen.« Ein »Gender Action Plan« wurde beschlossen, der die »internationale Gemeinschaft«, einer Resolution (1325 vom Oktober 2000) des UN-Sicherheitsrates folgend, darauf verpflichtet, die »oft übersehene und marginalisierte Rolle von Frauen im Friedensprozess und der Sicherheit« in den Blick zu nehmen.¹⁵ Was die Konfliktanalyse unter Gesichtspunkten des Geschlechts bedeuten kann und welche Rolle den Frauen damit auch in Sachen Prävention und Beweisaufnahme zugeteilt werden soll, wird – in eigentlich wohlmeinenden – Sätzen eingefordert: Die soziale Position von Frauen, ihre soziale und emotionale Kompetenz soll als »Frühwarnsystem« dienen, gemäß einer Losung von Kofi Annan vom November 1999, von einer »Kultur der Reaktion zu einer Kultur der Prävention« überzugehen.¹⁶ Geschlechterbeziehungen werden zum sozialen Indikator von Krisenanfälligkeit oder Stabilität einer Gesellschaft, Frauen sind in die Waffenkontrollen einzubeziehen als Informantinnen, das heißt: als besonders ausgebildete, vorgeprägte und sensibilisierte zivilgesellschaftliche Sensoren.

4.

Die UN und die Weltöffentlichkeit mögen durch die Iraker manipuliert worden sein. Dennoch gilt es, die Selbstverständlichkeit zu problematisieren, mit der die Logik der »internationalen Gemeinschaft« sich nicht nur in »gerechten Kriegen«, sondern ebenso in vermeintlich antimilitärischen Maßnahmen wie (ihrerseits militärisch und geheimdienstlich gestützten) UN-Inspektionen Geltung verschafft. Diese Logik, mit ihrem schillernden Moiré aus politischen und polizeilichen Praktiken, bestimmt die herrschenden Vorstellungen über »Zivilgesellschaft« in hohem Maß. Daran ändern auch die – oft antiamerikanischen – Demonstrationen der Internationale der Kriegsgegner (noch) nicht viel. Solange sie keine politische Kritik der »zivilgesellschaftlichen« Momente dieses Evidenz-Dispositivs formulie-

ren, bleibt der Blick selbstgerecht auf Bush, Saddam, Bin Laden & Co. fixiert. Dabei ginge es darum, ihn auf die eigene Verstricktheit in diese polizeiliche Blickordnung zu lenken; und darauf, welche Rolle der Zivilgesellschaft beziehungsweise den jeweiligen lokalen Zivilgesellschaften, die vor den Augen einer globalen Zivilgesellschaft agieren, zugedacht wird. Denn die Handlungserwartungen der internationalen Gemeinschaft haben normative und normalisierende Kraft. Transparenz und *evidence* sind Schlüsselbegriffe einer Wahrheitspolitik, die Beweise fordert, um besser anklagen zu können, was den eigenen Begriffen und Interessen widerspricht.

* Gekürzte Fassung des Aufsatzes gleichen Titels, erschienen in: Rolf F. Nöhr (Hg.): *Evidenz – »...das sieht man doch!«*, Münster 2004, S. 20-42.

¹ Hans Blix: *An Update on Inspections* [Bericht vor dem Sicherheitsrat der UN vom 27. Januar 2003], unter: <http://www.un.org/Depts/unmovic/Bx27.htm>

² Vgl. John Rajchman: *Foucaults Kunst des Sehens*, in: Tom Holert (Hg.): *Imagineering. Visuelle Kultur und Politik der Sichtbarkeit*, Köln 2000, S. 40-63, hier: S. 44ff.

³ David Kay: *Statement on the Interim Progress Report on the Activities of the Iraq Survey Group (ISG) before the House Permanent Select Committee on Intelligence, The House Committee on Appropriations, Subcommittee on Defense, and the Senate Select Committee on Intelligence, October 2, 2003 (CIA – Speeches and Testimony)*, unter: http://www.cia.gov/cia/public_affairs/speeches/2003/david_kay_10022003.html

⁴ Interview mit Paul Wolfowitz im *San Francisco Chronicle*, 23. Februar 2002, unter: http://www.defenselink.mil/news/Feb2002/t02272002_t0223sf.html; vgl. auch: Sheldon Rampton/John Stauber: *Weapons of Mass Deception. The Uses of Propaganda in Bush's War on Iraq*, London 2003, S. 93f.

⁵ Zit. n. Steven R. Weisman: *A Long, Winding Road to a Diplomatic Dead End*, in: *New York Times*, 7. März 2003, Section A, S. 1.

⁶ George W. Bush: *Keeping the Peace. Remarks by the President and Prime Minister Tony Blair in Photo Opportunity*, 7. September 2002, unter: <http://www.whitehouse.gov/news/releases/2002/09/20020907-2.html>

⁷ Ebd.

⁸ George W. Bush: *Iraqi Threat. Remarks by the President on Iraq, Cincinnati Museum Center – Cincinnati Union Terminal, Cincinnati, Ohio, 7. Oktober 2002*, unter: <http://www.whitehouse.gov/news/releases/2002/10/20021007-8.html>

⁹ Vgl. Thomas P. Joyner: *C.S.I.: Crime Scene Iraq*, in: *Pop-Politics [The War Issue] 2003*, unter: <http://www.pop-politics.com/articles/2003-03-24-crimesceneiraq.shtml>

¹⁰ Zit. n. Maureen Dowd: *Powell Without Picasso*, in: *New York Times*, 5. Februar 2003, Section A, S. 27.

¹¹ Jean Baudrillard/Jacques Derrida/René Major: *Terror, Krieg, Recht. Über globale Gewalt, Vorsorgestrategien und Weltunordnung*, in: *Lettre International 63* (Winter 2004), S. 19-25, hier: S. 22.

¹² UN News Centre: *Civil Society Key to Advancing Disarmament Issues. Annan Tells Advisory Panel*, 6. Februar 2003 (ehemals unter: <http://www.un.org/apps/news/story.asp?NewsID=6092&Cr=disarmament&Cr1=>).

¹³ Open Forum, *Small Arms Survey 2001: Profiling the Problem*, in: *Disarmament Forum 3* (2001) [Education for Disarmament], S. 59-72.

¹⁴ UNIDIR *Activities*, in: ebd., S. 75-81, hier: S. 78.

¹⁵ Agnès Marcaillou: *The Gender Action Plan of the UN Department for Disarmament Affairs*, in: *Disarmament Forum 4* (2003) [Women, Men, Peace and Security], S. 47-52.

¹⁶ Vgl. Kofi Annan: *Facing the Humanitarian Challenge: Towards a Culture of Prevention*, New York 1999.

Evidenzverfahren

von
Ludwig Jäger

1

Die Herausbildung moderner Gesellschaften ist spätestens seit dem 18. Jahrhundert durch ein Kommunikations-Paradox gekennzeichnet: Während auf der einen Seite das Entstehen massenmedialer Kommunikationsformen zu einem Prozess der Universalisierung von Kommunikation, d.h. zu einem exponentiellen Anwachsen der Adressierbarkeit der Gesellschaftsmitglieder führt, generiert auf der anderen Seite gerade die mit diesem Universalisierungsprozess verbundene Ausdifferenzierung und Komplexitätszunahme der Mediensysteme sowie der Adressenordnungen, die in sie eingeschrieben sind, eine signifikante Erhöhung der Gelingens-Unwahrscheinlichkeit von Kommunikation.¹ Die von der Hermeneutik des frühen 19. Jahrhunderts gestellte Diagnose, »daß sich der Mißverstand von selbst ergibt«, das Verstehen aber »auf jedem Punkt muß gewollt und gesucht werden«², verweist – stellt man sie in den Kontext der Luhmannschen Argumentation – auf eine Fragilisierung von Verständigungsprozessen, die ihrerseits die Form eines universalen Problems annimmt.³ Je mehr Kommunikation über ihre Medien alle gesellschaftlichen Systeme und Subsysteme infiltriert und so »die gesamte Welt kommunikabel« macht⁴, um so mehr weicht, wie Luhmann mit Blick auf die (neuen) Verbreitungsmedien formuliert, die die »Kommunikation konstituierende Differenz von Information und Mitteilung ins Unerkennbare«⁵ zurück und lässt Kommunikation insgesamt prekär werden.

Unabhängig davon wie man Luhmanns Analyse im Einzelnen beurteilt, muss seiner Feststellung, dass »die Semantik, mit der die Gesellschaft bewahrenswerten Sinn reproduziert, tiefgreifend verunsichert« ist,⁶ einige Plausibilität zugestanden werden. Es ist deshalb nicht überraschend, dass in die Formen rezenter Prozessierung kultureller Semantik mediale Verfahren eingeschrieben sind, die es erlauben, auf die strukturelle Irritation des »sinnhaften Aufbaus der sozialen Welt«⁷ gleichsam kompensatorisch zu reagieren, Strategien, die es erlauben, auf dem zugleich disparaten und umstrittenen Feld kultureller Sinnproduktion⁸ zumindest temporär und jederzeit fallibel die Geltung »bewahrenswerten« – oder wie man sagen könnte – »evidenten Sinnes« in Szene zu setzen.⁹ Diese Inszenierungsleistungen folgen dabei einer medialen Logik, die die Konstitution von – freilich notwendig prekär bleibendem – kulturellem Sinn, durch intra- und intermediale Prozesse der Remedialisierung¹⁰, d.h. durch Prozesse der Transkription¹¹ gewährleistet, durch Prozesse also, die bedeutungsgenerierende Ef-

fekte durch die wechselseitigen Bezugnahmen differenter Medien aufeinander sowie die rekursive Rückwendung eines Mediums auf sich selbst hervorbringen.¹² Ich möchte Verfahren dieses Typs *Evidenzverfahren* nennen. Im Horizont ihrer medialen Prozessualität verdankt Sinn seine Präsenz weder einer Herkunft aus kanonischen Quellen einer überzeitlichen Semantik noch dem Bezug auf eine medientranszendente Realwelt.¹³ Er verdankt seine temporäre Aktualität vielmehr medienimmanenten Verfahren, die ihn unter je verschiedenen diskursiven Bedingungen – zu denen immer vorherrschende Aufmerksamkeitsökonomien¹⁴ gehören – mit je variierenden Halbwertszeiten in Geltung setzen und insofern mit (fallibler) Evidenz versehen. Evidenzverfahren stellen – wie man sagen könnte – mediale Prozeduren dar, die *Schauplätze der Evidenz* konstituieren, Aushandlungsbühnen, auf denen die kulturelle Semantik in ihren verschiedenen dispositiven Formaten unter den Bedingungen einer *Rhetorik der Evidenz*¹⁵ inszeniert wird.

Die konzeptuelle Fassung des Begriffs »Evidenzverfahren«, die hier vorgeschlagen wird, lässt sich mit Blick auf Kants Bestimmung darstellender, *hypotypischer* Verfahren, wie er sie in den einschlägigen Passagen der Kritik der reinen Vernunft vorgenommen hat,¹⁶ verdeutlichen. Kant entwickelt hier im Schematismuskapitel eine Theorie der *Darstellung* von Begriffen, gleichsam die Skizze einer *transkriptiven Semantik*, die von dem aus der rhetorischen Tradition stammenden Begriff der *Hypotypose* ihren Ausgang nimmt. Der Anschluss Kants an die rhetorische Tradition ist dabei insofern für das Evidenzproblem aufschlussreich, als bereits sein rhetorischer Gewährsmann Quintilian die Gedankenfigur der Hypotypose als intermediales Verfahren der *Evidenzinszenierung* auffasst: Hypotypose ist für diesen »eine in Worten so ausgeprägte Gestaltung von Vorgängen, daß man eher glaubt, sie zu sehen, als zu hören«,¹⁷ kurz: eine »*evidentia*« (Veranschaulichung).¹⁸ Kant nun nimmt diese Begriffstradition der *Veranschaulichung* auf und begreift die Hypotypose als eine *Versinnlichung* von Begriffen, als eine *Versinnlichung*, durch die Begriffe allererst sichtbar vor Augen gestellt werden und damit eine Semantik erhalten. Er spricht deshalb auch von der schematischen Hypotypose als von einem Verfahren der Einbildungskraft, dem Begriff sein *Bild* zu verschaffen.¹⁹ Das Verfahren der Versinnlichung folgt dabei insofern gleichsam einer Transkriptionslogik, als es die *Semantisierung* der Begriffe bzw. (im Falle der symbolischen Hypotypose) der Ideen an das intermediale Verfahren ihrer Umschreibung in Formate der Anschaulich-

keit bindet, eine Transkription, ohne die sie *leer* bleiben müssten, oder – wie es auch heißt – keine *Bedeutung* erlangten. Erst das transkriptive »Wechselspiel« zwischen *mentaler Entität* und dem *anschaulichen Medium* generiert Sinn und Bedeutung,²⁰ verleiht den Begriffen/Ideen semantische Evidenz und macht so das Intelligible sichtbar und lesbar. Evidenzverfahren lassen sich also – wenn man auf die Kantische Gedankenfigur Bezug nimmt – als Verfahren der intra- oder intermedialen Veranschaulichung denken. Für das Verfahren gilt dabei, dass es keineswegs notwendigerweise selbst anschaulich wird. In einer großen Klasse von Fällen bleibt es vielmehr unsichtbar, weil es hinter seiner evidenzzeugenden Wirkung verschwindet, also, wie man mit Adeling formulieren könnte, »eine anschauende Erkenntnis gewährt, bey welcher man das Bezeichnete klärer denkt, als das Zeichen oder Bezeichnende.«²¹ Sichtbarkeit erlangt das Verfahren hier nur dann, wenn es gestört worden ist, d.h. die Evidenz des generierten Sinnes ungewiss geworden ist.²² Im Gegensatz zu dieser ersten Klasse veranschaulichender – jedoch in der Regel selber unanschaulicher – Evidenzverfahren setzt eine zweite Klasse gerade auf Sichtbarkeit im öffentlichen Raum, weil hier die Evidenz des konstituierten Sinns nur insoweit gewährleistet ist und Geltung beanspruchen kann, als das Verfahren hinsichtlich seiner prozeduralen Schritte nachvollzogen und hinsichtlich seiner Schlüssigkeit eingesehen werden kann.

2

Es müssen also mindestens zwei Typen von Evidenz (und zwei Verfahren ihrer Generierung) unterschieden werden: Ich möchte sie (1) *epistemische* und (2) *diskursive* Evidenz nennen. Während epistemische Evidenz den *subjektiven mentalen Zustand unmittelbarer Gewissheit* »des anschaulich Eingesehenen oder notwendig zu Denkenden«²³ bzw. medial Gedeuteten meint, adressiert der zweite Typus Verfahren der Evidenzgewinnung, die sich *diskursiver*, in der Regel in prozeduralen Grammatiken organisierter Mittel wie Beweis, Argumentation und Erklärung bedienen. Dabei braucht in diesem Falle die diskursiv generierte Evidenz (eines Urteils, einer Erkenntnis etc.) nicht notwendig die Form eines subjektiven Überzeugungserlebnisses anzunehmen; die Legitimität ihrer Geltung verdankt sich bei der so hervorgebrachten Evidenz nämlich nicht dem *mentalen Zustand unmittelbarer Gewissheit*, sondern der *diskursiven Grammatik*, durch die sie herbeigeführt wurde. Der verfahrensinduzierte Evidenzeffekt tritt unabhängig davon ein, ob sich die Erlebnisunmittelbarkeit von Evidenz für ein individuelles Bewusstsein einstellt.

Beide Formen der Evidenz, die für die Prozessierung der kulturellen Semantik eine konstitutive Rolle spielen, scheinen in der Geschichte des Evidenzproblems in verschiedenen Diskursen thematisch gewesen zu sein: die *epistemische* Evidenz in der Epistemologie etwa cartesianischer Prove-

nienz, für die Erkenntnis ihr Fundament in einer der Wahrheit vorgeordneten Evidenz der klaren und deutlichen Anschauung (*clara et distincta perceptio*) findet,²⁴ die *diskursive* Evidenz in der Tradition der Rhetorik, deren operative Mittel bewirken, dass sich am Ende des Verfahrens, dessen Schlüssigkeit sich unter den Augen eines Publikums bewähren muss, die Evidenz einer argumentativ herbeigeführten Einsicht einstellt.

Allerdings wäre es nun verfehlt, anzunehmen, dass sich die epistemische Evidenz, deren Gegebenheitsmodus der einer (medial) unvermittelten Gewissheit zu sein scheint, nicht ihrerseits – als das Ergebnis einer Vermittlung – symbolisch-medialen Prozessen verdanke. So hat etwa der in den letzten Jahren intensiv geführte »Diskurs der Fotografie«²⁵ deutlich gemacht, dass sich die piktorale Selbstevidenz der fotografischen Aufzeichnung nicht von selbst ergibt, dass sie vielmehr – so Peter Geimer – voraussetzt, »daß man ihr nachhilft.«²⁶ Bereits Husserl hatte in seiner Auseinandersetzung mit Descartes die »Apodiktizität«²⁷ einer Idee der Evidenz kritisiert, in der diese als »ursprüngliche Selbsthabe von wahren oder wirklichem Sein«²⁸ konzeptualisiert wird und gezeigt, dass die vorgeblich ursprüngliche »Selbsthabe« des Evidenzbewusstseins als das Ergebnis einer intentionalen Leistung, einer »Selbstgebung«²⁹, angesehen werden müsse, die tatsächlich eine »Evidentmachung«³⁰ darstelle. Das in der »Erfahrungsevidenz gegebene Sein« ist für Husserl ein »Sein auf Widerspruch«.³¹ Evidenz ist deshalb, wie man im Anschluss an Husserl sagen könnte – nicht nur, wenn sie als das Ergebnis *diskursiver* Operationen auftritt, sondern auch in ihrer *epistemischen* Gestalt – eine Hervorbringung medialer Verfahren der Sinninszenierung, die allerdings, da sie in der Regel als Verfahren transparent bleiben und hinter die Evidenz des in Szene gesetzten Sinns zurücktreten, ihre medialen Hervorbringungen mit dem Anschein ursprünglicher Unvermitteltheit ausstatten.

Nur im Falle der »Störung« epistemischer Evidenz – der Störung etwa der »Realität« fotografischer Aufzeichnungen oder der Semantik kommunizierten Sinnes – werden die medialen Verfahren, denen sich Evidenz verdankt, selber als Prozeduren sichtbar: Ausschnitte von medialen Diskursen werden dann stillgestellt, d.h. in den Fokus kommunikativer Aufmerksamkeit gerückt, um – im Falle gelingender Remedialisierung – in Anschlussdiskursen semantisch affirmiert oder transformiert, d.h. temporär mit neuer Geltungsevidenz ausgestattet zu werden. Auf dem Schauplatz der Evidenz werden dann also Verfahren in Gang gesetzt, die ihren Ausgang von den in ihrer semantischen Geltung irritierten oder strittigen Kommunikationsereignissen nehmen, sie im Aufmerksamkeitsfokus sistieren und damit in ihrer medialen Gestalt sichtbar machen, um sie schließlich wieder in einen Modus von freilich untilgbar fallibler Geltungsevidenz zu transformieren – wobei sie sich selber und ihre konstitutive Leistung aus dem Aufmerksam-

keitsfeld entfernen. Wir haben es hier also mit einem Spiel wechselnder Sichtbarkeiten zu tun, die sich im Verfahren der Evidenzgenerierung in der Regel gegenseitig ausschließen: die Sichtbarkeit des *Mediums*, d.h. des Evidenzverfahrens und die Sichtbarkeit des *Mediatisierten*, d.h. der Verfahrensergebnisse. Die *Unsichtbarkeit* (Transparenz) der Inszenierungsbedingungen medialer Prozesse ist in der Regel die Voraussetzung dafür, dass das Mediatisierte in ontologischer Unmittelbarkeit und Evidenz erscheinen kann, während das *Sichtbarwerden* der medialen Verfahren, d.h. die Irritation der habitualisierten Gebrauchskontexte und Rahmungen von epistemischer Evidenz, die heraufziehende Krise des ontologischen Scheins des mediatisierten Sinnes und damit eine Krise seiner Evidenz indiziert.³²

Eine letzte Bemerkung muss hier zum medientheoretischen Status der epistemischen Evidenz gemacht werden: Ebenso wenig wie von ihrer Gegebenheitsform als subjektiver mentaler Zustand unmittelbarer Gewissheit auf ihre prozedurale Voraussetzungslosigkeit geschlossen werden darf, kann aus dieser Gegebenheitsform ein strikt subjektiver Geltungsmodus hergeleitet werden. Der ›Schauplatz der Evidenz‹, auf dem transkriptive Verfahren ihre hypotypotischen Effekte entfalten, ist kein Ort solipsistisch intentionaler Sinngebungshandlungen selbstmächtiger (cartesianischer) Subjekte. Die Verfahren der Evidenzgenerierung verdanken hier vielmehr ihre Wirkung für die Prozessierung kultureller Semantik dem strukturellen Umstand, dass sie eingewoben sind in dispositive Diskurs-Netzwerke mit ›verteilter Handlungsmacht‹. Der Schauplatz der Evidenz darf nicht angesehen werden als ein »Ort des Ausbruchs der reinen Subjektivität«; er stellt vielmehr einen »Raum der Positionen und des verschiedenen Funktionierens für Subjekte« dar,³³ einen Raum also, in dem sich die Intentionalität des symbolisch-medial agierenden Subjektes nicht unabhängig von den diskursiven und dispositiven Netzwerken zur Geltung bringen kann, in die es eingeflochten ist.³⁴ Auch wenn also die Verfahren, denen sich die epistemische Evidenz in ihrer Geltung verdankt, im Gegensatz zu den Verfahren der diskursiven Evidenz in der Regel unsichtbar bleiben, und auch wenn sie hierdurch der Evidenz des jeweils mediatisierten Sinns den Anschein unvermittelter Ursprünglichkeit verleihen, zeigen sie doch in den strukturellen Momenten ihrer Sichtbarwerdung ihr operativ-mediales und ihr diskursiv-interaktives Gesicht.

Beide Typen der Evidenz und beide Verfahren ihrer Generierung lassen sich also – wie man mit Holert resümieren kann – als Kulturtechniken³⁵ verstehen, die in literalen und telematischen Mediengesellschaften als basale Strategien für die Prozessierung kulturellen Sinnes fungieren. Evidenzverfahren erlauben auch unter den sich gegenwärtig verschärfenden Bedingungen der Aufmerksamkeitsökonomie, der die medialen Diskurse unterworfen sind, die Selektion ›bewahrenswerter‹ Semantik, wobei die prinzipielle Fallibilität des je in Geltung gesetzten Sinnes die

Sprachspiele der kulturellen Semantik auf den Schauplätzen der Evidenz in Gang hält.

- ¹ Vgl. etwa Niklas Luhmann: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M. 1997, S. 190ff.
- ² Vgl. Friedrich D. E. Schleiermacher: Hermeneutik und Kritik. Mit einem Anhang sprachphilosophischer Texte Schleiermachers, hg. und eingeleitet von Manfred Frank, Frankfurt/M. 1977, S. 92.
- ³ Vgl. Luhmann: Gesellschaft der Gesellschaft (Anm. 1), S. 225.
- ⁴ Vgl. ebd., S. 306.
- ⁵ Vgl. ebd., S. 308.
- ⁶ Vgl. ebd., S. 313.
- ⁷ Die ›Weisen der Welterzeugung‹ lassen sich nicht mehr, wie dies noch Alfred Schütz in Auseinandersetzung mit Weber und Husserl tut, allein aus einem Programm sinnhaften, intentionalen Handelns herleiten. Vgl. Alfred Schütz: Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt, Frankfurt/M. 1974.
- ⁸ Dieses Feld scheint zunehmend durch eine »Aufmerksamkeitsökonomie« bestimmt zu sein, die den Erfolg im »Kommunikationspoker« von der Virtuosität der Beherrschung von »Aufmerksamkeitstechnologien« abhängig macht: »Bei steigender Informationsproduktion wird der Kampf um Aufmerksamkeit zunehmend härter. Damit wächst das Bedürfnis nach Technologien und Strategien, die den Gewinn der knappen Ressource Aufmerksamkeit verheißen.« Vgl. Siegfried J. Schmidt: Aufmerksamkeit: die Währung der Medien, in: Aleida Assmann/Jan Assmann (Hg.): Aufmerksamkeiten. Archäologie der Kommunikation VII, München 2001, S. 183-196; hier: S. 183. Vgl. auch die von Schmidt zum Thema »Aufmerksamkeit« angegebene Literatur (ebd., S. 195f.).
- ⁹ Strategien dieser Art sind allerdings keineswegs neu, sie nehmen nur für den jeweiligen Entwicklungsstatus von Mediengesellschaften spezifische Ausprägungen an. Für das Druckzeitalter hat etwa Frank Kermod (Forms of Attention, Chicago/London 1985) Strategien solcher Art als Selektionsmechanismen kultureller Wertschätzung untersucht. Vgl. hierzu Aleida Assmanns Einleitung in Assmann/Assmann: Aufmerksamkeiten (Anm. 8), S. 11-23; hier: S. 12.
- ¹⁰ Vgl. hierzu Jay David Bolter/Richard Grusin: Remediation. Understanding New Media, Cambridge, Mass. 1999.
- ¹¹ Vgl. hierzu etwa Ludwig Jäger: Transkriptive Verhältnisse. Zur Logik intra- und intermedialer Bezugnahmen in ästhetischen Diskursen, in: G. Buschmeier/U. Konrad/A. Riethmüller (Hg.): Transkription und Fassung. Bericht des Kolloquiums Mainz 2004 [im Druck].
- ¹² Es handelt sich hierbei also nicht, wie Luhmann meint, um Leistungen, die von einzelnen, gleichsam spezialisierten Medienarten erbracht werden: Luhmann traut ja bekanntlich die Fähigkeit, »auf wunderbare Weise Nein-Wahrscheinlichkeiten in Ja-Wahrscheinlichkeiten« zu transformieren, insbesondere den »symbolisch generalisierten Medien« zu. Vgl. Luhmann: Gesellschaft der Gesellschaft (Anm. 1), S. 320.
- ¹³ Vgl. Richard Rorty: Der Spiegel der Natur. Eine Kritik der Philosophie, Frankfurt/M. 1987, S. 176: »Unsere Gewissheit wird eine Funktion des Miteinanders von Personen sein, nicht ihrer Interaktion mit einer nichtmenschlichen Realität. [...] Wir werden nicht nach einem unerschütterlichen Fundament Ausschau halten, sondern nach unanfechtbaren Argumenten. Wir werden uns in jenem Raum aufhalten, den Sellars den ›logischen Raum des Begründens‹ nennt, nicht im Raum kausaler Relationen zu den Gegenständen.«
- ¹⁴ Dass das Problem der Aufmerksamkeitskonkurrenz kein Problem ist, das sich strukturell den digitalen Medien verdankt, hat Peter Matussek gezeigt: Vgl. Peter Matussek: Aufmerksamkeitsstörung. Selbstreflexion unter den Bedingungen digitaler Medien, in: Assmann/Assmann: Aufmerksamkeiten (Anm. 8), S. 197-215.
- ¹⁵ Vgl. hierzu Tom Holert: Evidenz-Effekte. Überzeugungsarbeit in der visuellen Kultur der Gegenwart, in: Matthias Bickenbach/Axel Fliethmann (Hg.): Korrespondenzen. Visuelle Kulturen zwischen Früher Neuzeit und Gegenwart, Köln 2001, S. 198-225, hier: S. 208.

- ¹⁶ Vgl. hierzu Ludwig Jäger: Kants Sprachkritik. Die latente Sprachtheorie in Kants Kritik der Urteilskraft [unpubl. Vortragmanuskript]; ebenso Jürgen Villers: Kant und das Problem der Sprache. Die historischen Gründe für die Sprachlosigkeit der Transzendentalphilosophie, Konstanz 1997; zum Problem einer transzendentalen Semantik bei Kant vgl. Wolfram Högbe: Kant und das Problem der transzendentalen Semantik, München 1974.
- ¹⁷ Vgl. Quintilian: Institutio oratoria IX, 2, 40: »proposita quaedam forma rerum ita expressa verbis, ut cerni potius videantur quam audiri.« Hier zitiert nach Villers: Kant und das Problem der Sprache (Anm. 8), S. 356.
- ¹⁸ Vgl. Quintilian (Anm. 17), IX, 2, 40; den Namen »evidentia« entlehnt Quintilian bei Aulus Cornelius Celsus; ich stütze meine Darstellung hier auf Villers: Kant und das Problem der Sprache (Anm. 8), S. 356f.
- ¹⁹ Vgl. Kant: Kritik der reinen Vernunft, B 179f.
- ²⁰ Wir haben es beim Schematismus mit einem gesetzlichen Wechselspiel zu tun, in dessen Verlauf »den Begriffen Anschauungen und diesen wiederum Begriffe« (Kant: Kritik der reinen Vernunft, § 40/147) zugesellt werden, wobei die Anschauung den Begriffen Sinn und damit einen semantischen Realitätsanspruch verleiht, während umgekehrt die Begriffe den unbestimmten Sinn als bestimmte Bedeutung konstituieren. Vgl. hierzu auch den grundlegenden Aufsatz von Friedrich Kaulbach: Schema, Bild und Modell nach den Voraussetzungen des Kantischen Denkens, in: G. Prauss (Hg.): Kant. Zur Deutung seiner Theorie von Erkennen und Handeln, Köln 1973.
- ²¹ Vgl. Johann Ch. Adelung: Über den deutschen Styl. 3 Theile in einem Band (1785), Neudruck Hildesheim/New York 1974, I, S. 349; hier zitiert nach Rüdiger Campe: Vor Augen Stellen. Über den Rahmen der rhetorischen Bildgebung, in: Poststrukturalismus. Herausforderung an die Literaturwissenschaft, hg. von Gerhard Neumann, Stuttgart/Weimar 1997, S. 208-225; hier: S. 210.
- ²² Vgl. hierzu Ludwig Jäger: Störung und Transparenz. Skizze zur performativen Logik des Medialen, in: Sybille Krämer (Hg.): Performativität und Medialität, München 2004, S. 35-74.
- ²³ Vgl. A. Kemmann: Evidentia, Evidenz, in: Historisches Wörterbuch der Rhetorik, hg. von Gerd Ueding, Bd. 3: Eup-Hör, Darmstadt 1996, Sp. 33-47; hier: Sp. 33. Auf die Frage der Möglichkeit des Übergangs der subjektiven Geltung epistemischer Evidenz zu objektiver Geltung kann hier nicht eingegangen werden. Er lässt sich jedenfalls im Denkraum des Cartesianismus nicht mit diskursiven Mitteln herbeiführen. Vgl. hierzu etwa George Heffernan: Bedeutung und Evidenz bei Husserl, Bonn 1983, S. 187ff.
- ²⁴ Vgl. zum Evidenzproblem bei Descartes und Husserl etwa Heinz Röttges: Evidenz und Solipsismus in Husserls »Cartesischen Meditationen«, Frankfurt 1971; ebenso Heffernan: Bedeutung und Evidenz bei Husserl (Anm. 23).
- ²⁵ Vgl. etwa Peter Geimer (Hg.): Ordnungen der Sichtbarkeit. Fotografie in Wissenschaft, Kunst und Technologie, Frankfurt/M. 2002; Herta Wolf (Hg.): Diskurse der Fotografie. Fotokritik am Ende des fotografischen Zeitalters, Frankfurt/M. 2003.
- ²⁶ Vgl. Geimer: Ordnungen der Sichtbarkeit (Anm. 25), S. 20.
- ²⁷ Vgl. Edmund Husserl: Formale und Transzendente Logik. Versuch einer Kritik der logischen Vernunft, Halle (Saale) 1929, S. 140.
- ²⁸ Vgl. ebd., S. 113.
- ²⁹ Vgl. ebd., S. 141.
- ³⁰ Vgl. ebd., S. 184.
- ³¹ Vgl. ebd., S. 249; vgl. auch Machs Kritik an der unvermittelten Evidenz des cartesianischen cogito: Für Mach ist – wie Sommer formuliert – Zeitlichkeit »schon in den vermeintlichen Evidenzpunkt eingedrungen«: »Das cogito ist ein retineo.« Vgl. Manfred Sommer: Evidenz im Augenblick. Eine Phänomenologie der reinen Empfindung, Frankfurt/M. 1996, S. 251 und 247.
- ³² Vgl. hierzu Jäger: Störung und Transparenz (Anm. 22).
- ³³ Vgl. die Darstellung seines Diskursbegriffes, die Foucault in einem Beitrag der Zeitschrift »Esprit«, Mai 1968, S. 850-874 gibt (dt.: Michel Foucault: Antwort auf eine Frage, in: Linguistik und Didaktik (LuD) 3 (1970), S. 228-239 sowie LuD 4 (1970), S. 308-312, hier: S. 235f.
- ³⁴ Vgl. ders.: Von der Subversion des Wissens, Frankfurt/M. 1987, S. 14f: »In dem Augenblick, in dem man sich

klar geworden ist, daß alle menschlichen Erkenntnisse, alle menschliche Existenz, alles menschliche Leben [...] in Strukturen eingebettet ist, d.h. in eine formale Gesamtheit von Elementen, die beschreibbaren Relationen unterworfen sind, hört der Mensch sozusagen auf, das Subjekt seiner selbst zu sein, zugleich Subjekt und Objekt zu sein. Man entdeckt, daß das, was den Menschen möglich macht, ein Ensemble von Strukturen ist, die er denken und beschreiben kann, deren Subjekt, deren souveränes Bewußtsein er jedoch nicht ist.«

³⁵ Vgl. Holert: Evidenz-Effekte (Anm. 15), S. 200.

Massenmedien wirken. Zur Aporie einer Evidenzlist

von
Isabell Otto

Ende der 60er Jahre weist der Sozialpsychologe William McGuire auf die enorme Anzahl der Studien hin, die bisher zur Wirksamkeit von Medienkampagnen in Werbung und Politik durchgeführt wurden. Jedoch, so McGuire, sei das Ergebnis für die Verantwortlichen solcher Campagnen außerordentlich unbefriedigend. Denn: Die gemessenen Medieneffekte sind äußerst schwach. Es sei empirisch nicht zu beweisen, dass Massenmedien die Einstellungen ihrer Nutzer verändern, schon gar nicht in solch umfassenden Verhaltenskomplexen wie Kauf- oder Wahlentscheidungen.¹

Was hier zum Ausdruck kommt, ist nicht einfach die Unmöglichkeit, Medienwirkung im Sinne kommerzieller und politischer Interessen zu planen, sondern eine grundlegende Krise, in der sich die Wirkungsforschung etwa 30 Jahre nach ihrer Institutionalisierung befindet. Denn mit der Feststellung, die Medienwirkung sei allenfalls gering, wird zugleich ein bis dahin erfolgreiches Verfahren zur Sichtbarmachung des Medienpublikums problematisch. Die Beweisführung, dass Massenmedien wirken, ist nämlich ein Verfahren, das das unsichtbare Publikum der technischen Verbreitungsmedien mittels empirischer Methoden sichtbar machen soll. Wenn die Forschung allerdings zu dem Schluss kommt, die Wirkung von Medien sei gering, ja sogar unwesentlich, vermag dieses Verfahren seine Leistung nicht mehr einzulösen.

Um Mediennutzung zu vermessen, bedient sich die *audience research* empirischer Verfahren der Quantifizierung aus dem Fundus einer Tradition, die seit dem späten 17. Jahrhundert den Bereich des Sozialen zunehmend mittels mathematischer Wahrscheinlichkeitstheorie und Statistik beschreibbar macht. Die *audience research* vermisst also das Medienpublikum, indem sie Mediennutzung in eine »Sprache der Zahlen«² übersetzt und sie in statistischen Listen zur Anschauung bringt. Diese Quantifizierung qua Statistik nimmt eine *Abkürzung* von Mediennutzung vor, das heißt: Sie präsentiert einen komplexen sozialen Zusammenhang als unmittelbar einleuchtend.

Wie Rüdiger Campe gezeigt hat, schreibt sich in den statistischen Tabellen der Moderne die Tradition der antiken Rhetorik fort. Darstellungen von Statistiken folgen den Regeln einer rhetorischen Formel zur Erzeugung von Evidenz, denn sie zeigen, statt zu sprechen, sind Bild und nicht Text. Sie sind Figuren des *ante oculos ponere*, folgen also einer Technik des quasibildlichen Vor-Augen-Stellens. Die statistische Tabelle im besonderen

ist nach Campe mit einer ganz bestimmten Evidenz-Technik vergleichbar, der der *enumeratio* nämlich, die am Schluss einer Rede als rekapitulierende Aufzählung eingesetzt wird.³

Die sozialstatistische Tabelle ist also eine Figur der Abkürzung, die eine Komplexität in verdichteter Form anschaulich macht. Im eigenen Selbstverständnis bildet die Forschung damit eine soziale Struktur ab und repräsentiert diese in statistischer Anschaulichkeit. Jedoch wird die Sozialstruktur, auf die eine Tabelle sich bezieht, auf diese Weise überhaupt erst hergestellt. Von der stichprobenartigen Auswahl und Befragung einer Bevölkerungsgruppe, über die Wahrscheinlichkeitstheoretische Hochrechnung bis hin zur verdichtenden tabellarischen Darstellung sind Herstellungsprozesse am Werk, die in der Evidenz-Figur der statistischen Auflistung unsichtbar bleiben. Diese herstellende Abkürzung ist auch am Werk, wenn es um die Vermessung des Medienpublikums geht und besonders einleuchtend werden Medienstatistiken, wenn sie eine kausale Relationierung von Medium und Nutzer aufzeigen können.

Doch die *audience research* macht sich nicht nur die Tradition der Sozialstatistik methodisch zu Nutze, sondern kommentiert in Selbsthistorisierungen vielfältig, wie sie sich selbst mit dieser Tradition in Beziehung sieht. Das Forschungsprogramm der Schule von Paul Lazarsfeld, der als Begründer der effizientzentrierten *audience research* in den USA gilt, entwirft sich deshalb selbst vor einer historischen Folie.

1. Lebendige Statistik

Bereits in der ersten Auflage der vielfach neu aufgelegten Studie *Die Arbeitslosen von Marienthal*, die Ende der 1930er Jahre von Marie Jahoda, Paul Lazarsfeld und Hans Zeisel durchgeführt wird, ist ein von Hans Zeisel verfasster Anhang »Zur Geschichte der Soziographie« angefügt.⁴ Hier wird eine Fortschrittsgeschichte der Sozialforschung geschrieben, an deren Zielpunkt die Marienthal-Studie steht. Bei seinem Streifzug durch die Tradition der Sozialforschung misst Zeisel dem belgischen Astronomen und Sozialstatistiker Adolphe Quételet sowie dem französischen Ingenieur und Sozialforscher Frédéric Le Play zentrale Bedeutung auf dem Weg zur soziographischen Methode bei.

Quételets entscheidende Leistung verortet Zeisels Darstellung darin, eine Wahrscheinlichkeits-

theoretisch informierte Statistik auf das gesamte menschliche Verhalten bezogen zu haben. Quételet habe den sozialen Bereich erstmals messbar gemacht und – orientiert am Gesetz der großen Zahl – damit zum ersten Mal Verhaltensursachen in Form von statistischen Abhängigkeiten aufgedeckt. Jedoch kritisiert Zeisel die Art der Quételetschen Datenauswahl. Quételet habe einfach ausgewertet, was die Verwaltungsstatistik nebenbei abwirft. Für die adäquate Beschreibung eines sozialen Sachverhalts seien diese Abfallprodukte zu grob und nicht zulänglich.⁵

Erst der Gedanke, in gesonderten Erhebungen detaillierte Merkmale als Inventar zu erfassen, kommt einer Lösung des Problems der Datenauswahl entgegen. Die Idee der Inventarisierung sieht Zeisel in der Folge von Le Play verwirklicht, der in so genannten Familienmonographien vollständige Verzeichnisse über das Jahresbudget von europäischen Arbeiterfamilien angefertigt und alle Vorgänge genauestens protokolliert hat. Zeisel beschreibt die Le Playschen Monographien im Gegensatz zur bloßen Quantifizierung des sozialen Lebens als »unmittelbares Abbild des Lebens selbst«: »Le Play wollte durch die Monographie, durch das anschauliche Detail, die ›toten Zahlenreihen‹ statistischer Erhebungen durch das lebendige Inventar ersetzen.«⁶

Damit ist das Spannungsfeld benannt: Der Forschungsgruppe um Paul Lazarsfeld ist daran gelegen, eine Synthese zwischen den toten Zahlen einer objektivierenden Statistik und dem lebendigen Inventar detaillierter Merkmale zu erzielen, gewissermaßen eine lebendige Statistik. Wenn Zeisel dieses Spannungsfeld weiter durch die Tradition der Soziographie verfolgt, ist es deshalb kein Zufall, dass er dessen entscheidende Auflösung in den entwicklungspsychologischen Untersuchungen gegeben sieht, die Charlotte Bühler in Wien durchgeführt hat. Denn hier werden erstmals statistische Methoden auf psychologische Merkmale des Individuums angewandt. Genau dieser Schule Charlotte Bühlers entstammt aber die Forschungsgruppe der Marienthal-Studie: Paul Lazarsfeld und seine Mitarbeiter.

Das historisch konturierte Forschungsprogramm wird dann folgendermaßen umrissen: »Zwischen den nackten Ziffern der offiziellen Statistik und den allen Zufällen ausgesetzten Eindrücken der sozialen Reportage klafft eine Lücke, die auszufüllen der Sinn unseres Versuchs ist.«⁷ Was die Lazarsfeld-Schule damit anstrebt, ist ein Zusammenspiel von Methoden, die in der späteren Sozialforschung unter der Bezeichnung quantitativ versus qualitativ zumeist kontrovers verhandelt wurden.⁸ Die Synthese von objektivierender Statistik und lebendigem Inventar, also das Vorhaben, Quételetsche Kollektivsubjekte mit Le Playschen detaillierten Merkmalen auszustatten, lässt sich aber darüber hinaus als Versuch verstehen, die listige Evidenzerzeugung bei einer Vermesung des Sozialen, die zugleich Darstellung und Herstellung ist, unsichtbar zu machen. Genauer: der performative Aspekt der abkürzenden statis-

tischen Tabellierung soll ausgeblendet bleiben, indem ihr eine Detaillierung entgegengesetzt wird, die vorgibt, die lebendige soziale Realität selbst einzufangen.

Jedoch sind auch die Verfahren der Detaillierung und Verlebendigung im rhetorischen Sinne Techniken der Veranschaulichung, also Figuren der Evidenz.⁹ Die angestrebte Synthese der Lazarsfeld-Schule macht nichts anderes, als zwei Evidenz-Formeln, die einen konträren Weg des Vor-Augen-Stellens verfolgen, gegeneinander abzuwägen.

2. Der Durchschnittshörer

Ein Blick auf die erste Medienstudie, in der Lazarsfeld und seine Mitarbeiter nach dem beschriebenen Forschungsprogramm vorgegangen sind, zeigt, wie schwer die angestrebte Synthese einzulösen ist. Die Studie entsteht 1931 im Auftrag der Radio-Verkehrs-A.G., kurz RAVAG. Sie befragt österreichische Radiohörer hinsichtlich ihrer Programmpräferenzen. Unter dem Titel RAVAG-Studie ist sie ebenfalls zum Klassiker der empirischen Forschung geworden. Schon vor der RAVAG-Studie gab es Untersuchungen, die das Radiopublikum vermessen sollten, etwa durch »ratings«, also die Erhebung von Einschaltquoten, die von amerikanischen Umfrageinstituten im Auftrag der Sender durchgeführt wurden. Jedoch, so beschreibt es etwa Paul Neurath, ging es in diesen Frühformen der Hörerforschung nur um die »reine Zahl der Hörer [...], nur um die Einschaltquoten, ohne weitere Differenzierung danach, welche Hörer welche Programme hörten.«¹⁰ Im Unterschied hierzu sieht eine sich selbst historisierende Wirkungsforschung die Neuheit der RAVAG-Umfrage: Entsprechend lenkt Lazarsfeld die Beobachtungsperspektive um. Weg von den reinen Einschaltquoten – den ›toten Zahlen‹ – hin zu einer differenzierteren Betrachtung des ›lebendigen Inventars‹. Denn Grundkonzept der Studie ist es, die Zusammenhänge zwischen den Programmwünschen der Hörer und ihrer sozialen Struktur herzustellen – »Zählen allein wäre uninteressant«.

Die Vorgehensweise sieht jedoch folgendermaßen aus: Die Studie befragt den einzelnen Hörer nach seiner Meinung zu bestimmten Radiosendungen. Diese soll er mittels der Zeichen +, – oder = bekunden, je nachdem, ob er mehr oder weniger von einer bestimmten Sendung hören will oder ob er mit ihr einverstanden ist. Die ganze Problematik des Unternehmens zeigt sich in folgendem Zitat:

Nehmen wir an, alle Einsender kämen in einen Saal und es würde über die Sendung abgestimmt; jeder der mehr will, soll klatschen, jeder der weniger will, soll zischen, die, denen der jetzige Zustand recht ist, schweigen. Die Ravag würde hinhorchen und je nachdem, ob das Zischen, oder das Klatschen stärker ist, würde sie wissen, ob weniger oder mehr von dieser Sendung verlangt wird. Schweigen würde – nach dem alten römischen Sprich-

wort – Einverständnis mit dem jetzigen Zustand bedeuten, ebenso wenn Klatschen und Zischen einander aufheben. Auf diese Weise würde die Hörerschaft als Ganzes eine Meinung äussern und die Ravag würde sie verstehen, soweit ihre ›Hörcher‹ diesem Konzert gewachsen wären. Dieses Bild kann man nun sehr leicht durch eine einzige Zahl ausdrücken. Wir nehmen die Prozentzahl der Klatschenden (der + Einheiten) und subtrahieren von ihr die Prozentzahl der Zischenden (der – Einsender).¹¹

Ganz deutlich wird, dass die empirische Umsetzung einer lebendigen Statistik anders aussieht, als der Anspruch es vorgibt. Die Verknüpfung der Programmpräferenzen des einzelnen Hörers mit seiner sozialen Position abstrahiert von einem Konzept eines lebendigen Individuums und zielt auf eine glaubwürdige und anschauliche Sichtbarmachung einer durchschnittlichen Publikumsmeinung. Die RAVAG-Studie kann nur die eine Seite ihrer konträren Ansprüche aktualisieren. Sie stellt die Durchschnittsmeinung eines Publikums *dar* und stellt auf diese Weise das Publikum *her*, sie kürzt im Quételetschen Sinne ab, indem sie Durchschnittshörer bzw. Kollektivsubjekte konzipiert. Wie Quételets Forschungen macht es auch der RAVAG-Studie das Gesetz der großen Zahl möglich, Aussagen über allgemeine soziale Gesetzmäßigkeiten zu machen. Sie findet Korrelationen, sie ist in der Lage, soziale Struktur und Programmpräferenz in Konzepte von Ursache und Wirkung umzuschreiben und miteinander zu verknüpfen. Und es gelingt ihr, dies durch die Reduktion auf wenige, einfache Zahlen unmittelbar einsichtig zu machen. Aber sie verliert dabei die andere Seite ihres eigenen Anspruchs aus dem Blick: Den einzelnen Radiohörer.

3. Die verschlungenen Wege des ›Individuums‹

Ein weiteres zentrales Diskursereignis in Selbsthistorisierungen der *audience research* führt in das Jahr 1940, in dem Lazarsfeld – mittlerweile als Leiter des Office of Radio Research an der Columbia University – zusammen mit Bernard Berelson und Hazel Gaudet eine Untersuchung durchführt, die als eine der ersten Medienwirkungsstudien gilt. In der ländlich geprägten Gegend Erie County wird über das ganze Jahr der Präsidentschaftswahl 1940 hin untersucht, wie und warum Menschen im Laufe der Wahlkampagnen für die beiden Kandidaten Roosevelt und Willkie zu ihrer Wahlentscheidung gelangen. Dies geschieht mittels der damals neuartigen Panel-Technik, das heißt, es werden in wiederholten Erhebungen, verteilt über das Jahr bis hin zum Wahltag, immer wieder dieselben Personen befragt. Die Ergebnisse dieser Untersuchung werden unter dem Titel *The People's Choice* bekannt.¹²

In ihrer Einleitung beschreiben Lazarsfeld, Berelson und Gaudet den Fortschritt, den das eigene Unternehmen für die Meinungsforschung bedeutet, eben aufgrund der Panel-Technik. Im Selbstverständnis der Studie gelingt es ihr auf

diese Weise, den Prozess der Entscheidungsfindung vor einer Wahl zur Darstellung zu bringen: »[W]e did not describe opinion; we studied it *in the making*«¹³. Im Unterschied zu den bis dahin gängigen public opinion polls, die mit verschiedenen Personen durchgeführt werden, kann die Panel-Methode Lazarsfeld und seinen Mitarbeitern zufolge weit darüber hinausgehen, nur grobe Tendenzen der öffentlichen Meinung zu eruieren. Die Panel-Technik mache es nämlich möglich zu beobachten, *wer* seine Meinung ändert. Es gelingt ihr, politische Meinungsänderung zu personalisieren. Die Erie-County-Studie interessiert sich für »the vagaries of the individual voter along the path to his vote«¹⁴. Sie erhofft sich auf diese Weise, die Rolle unterschiedlicher Einflüsse auf die Wahlentscheidung des einzelnen Wählers klären zu können. Einer dieser Einflüsse, denen die Studie nachgeht – und dies macht sie zu einem Schlüsselwerk der Medienwirkungs-forschung – sind die Medien Radio und Presse.

In dem Versuch, die verschlungenen Wege des ›Individuums‹ bis hin zur Entscheidungsfindung zu untersuchen, scheint erneut das Anfang der 1930er Jahre in Wien erarbeitete und immer wieder rekapitulierte Forschungsprogramm der Lazarsfeld-Schule auf – die Synthese von ›toten Zahlen‹ und ›lebendigem Inventar‹ zur aporetischen Figur der ›lebendigen Statistik‹: Die Studie möchte deshalb einerseits abkürzen – das Panel soll repräsentativ sein für das gesamte Wahlvolk – und andererseits detaillieren und verlebendigen, also die Komplexität des individuellen Prozesses bis hin zur Wahlentscheidung in all seinen Facetten nachzeichnen. Die Erie-County-Studie formuliert die verlebendigende Veranschaulichung, indem sie ein Wähler-Individuum konzipiert, dessen launische Unberechenbarkeit die Panel-Technik abzubilden weiß. Über das so gewonnene Konzept eines Individuums soll das soziale Leben in messbarer Form in seine Abkürzung wieder eingeführt werden.

Doch die Evidenzlist des gleichzeitigen Dar- und Herstellens einer sozialen Komplexität qua Abkürzung mündet auch in diesem Fall in Problemen, und zwar auf entgegengesetzter Weise, als es in der RAVAG-Studie geschieht. Die Erie-County-Studie findet heraus, dass noch unschlüssige Wähler sich bei ihrer Entscheidungsfindung eher an ihrem direkten sozialen Umfeld orientieren als an den Massenmedien. Die Studie konzipiert persönliche und mediale Kommunikation als klar voneinander abgegrenzte Größen und kommt zu dem Schluss: Die *face-to-face*-Kommunikation ist einflussreicher als die Massenkommunikation, der persönliche Einfluss übertrifft den Medieneinfluss.¹⁵

Verbreitungsmedien sind in dieser Konzeption also keine allmächtigen Propagandainstrumente, sondern haben nur begrenzte Effekte. »[T]he full richness of personal relationship«¹⁶ übertrifft im Verständnis der Forscher die medial vermittelte Kommunikation. Indem die Erie-County-Studie den verschlungenen Wegen des Individuums folgt, gerät die Gesamtheit des sozialen Gebil-

des aus dem Blick, dessen Repräsentation sie sich mit dem Vorhaben, *The People's Choice* abzubilden, verschrieben hat. Sie aktualisiert im Vergleich zur RAVAG-Studie die andere Seite ihres konträren Anspruchs einer lebendigen Statistik und orientiert sich an Le Plays Programm des Inventars. Die Quételetsche Konzeption einer objektivierenden Sozialwissenschaft, die davon ausgeht, dass auch die Handlungen des Individuums, sobald sie massenhaft auftreten, Gesetzen unterworfen sind, die Naturgesetzen ähneln, gerät dabei in den Hintergrund.

In der Erie-County-Studie trägt die Detaillierung vor der Abkürzung den Sieg davon, mit der Konsequenz, dass allgemeine Gesetzmäßigkeiten und statistische Abhängigkeiten zu verschwinden drohen. Die Untersuchung kann infolgedessen die Gesamtheit des Medienpublikums nicht mehr durch Darstellung herstellen, genauer: sie kann eine Wählerpopulation nicht mehr als Publikum der Massenmedien sichtbar machen, denn ihr ist bei ihrer Konzentration auf Detaillierung und Verlebendigung ein zentrales Verfahren hierzu verloren gegangen: die Wirkung der Massenmedien.

Die eingangs skizzierte Krisendiagnostik McGuires kommentiert einen Forschungsstand, der unter dem Paradigma der ›begrenzten Effekte‹ in die Lehrbuchgeschichte der *audience research* eingegangen ist; Lazarsfelds Erie-County-Studie gilt als Initiator und empirischer Beweis dieses Paradigmas.¹⁷ Die Lehrbuchgeschichte der Medienwirkungsforschung bleibt bei dieser Krise nicht stehen, sondern schreibt sie in einen Paradigmenwechsel um. Sie entwirft ein Historisierungsmodell, das einen Wechsel in der Auffassung von schwacher und starker Medienwirkung vorsieht.¹⁸ Auf diese Weise schreibt sie den unlösbaren Anspruch, zugleich abzukürzen und den langen Weg über das Individuum zu gehen, in ein zeitliches Nacheinander um. Die Aporie der Evidenzlist ›Massenmedien wirken‹ wird so positiv gewendet. Sie wird in ein Fortschrittsprogramm der Medienwirkungsforschung umgeschrieben.

¹ Vgl. William J. McGuire: The Nature of Attitudes and Attitude Change, in: Gardner Lindzey/Elliot Aronson: *The Handbook of Social Psychology*, 2. Aufl., Reading, Mass. u.a. 1969, S. 136-314, hier: S. 227.

² Vgl. Hans Zeisel: *Die Sprache der Zahlen*, Köln 1970.

³ Vgl. Rüdiger Campe: *Spiel der Wahrscheinlichkeit. Literatur und Berechnung zwischen Pascal und Kleist*, Göttingen 2003, S. 241.

⁴ Hans Zeisel: Zur Geschichte der Soziographie, in: Marie Jahoda/Paul F. Lazarsfeld/Hans Zeisel: *Die Arbeitslosen von Marienthal [1933]*, Frankfurt/M. 1975, S. 113-142.

⁵ Vgl. ebd., S. 119.

⁶ Ebd., S. 123 u. 124.

⁷ Paul Lazarsfeld: Einleitung, in: Jahoda/Lazarsfeld/Zeisel: *Die Arbeitslosen von Marienthal (Anm. 4)*, S. 24-31, hier: S. 24.

⁸ Vgl. Robert K. Merton/James S. Coleman/Peter H. Rossi: *Qualitative and Quantitative Social Research. Papers in Honor of Paul F. Lazarsfeld*, New York/London 1979.

⁹ Vgl. zu Verfahren der Detaillierung: A. Kemmann: *Evidentia, Evidenz*, in: Gert Ueding (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Bd. 3, Tübingen 1996, Sp. 33-47, hier: Sp. 40.

¹⁰ Paul Neurath: Die methodische Bedeutung der RAVAG-Studie von Paul Lazarsfeld. Der Wiener Bericht von 1932 und seine Rolle für die Entwicklung in Amerika, in: Desmond Mark (Hg.): *Paul Lazarsfelds Wiener RAVAG-Studie 1932. Der Beginn der modernen Rundfunkforschung*, Wien/Mülheim a.d. Ruhr 1996, S. 11-26, hier: S. 11.

¹¹ Paul F. Lazarsfeld: Hörerbefragung der Ravag, in: ebd., S. 27-66, hier: S. 28.

¹² Paul Lazarsfeld/Bernard Berelson/Hazel Gaudet: *The People's Choice. How the Voter Makes up his Mind in a Presidential Campaign [1944]*, 3. Aufl., New York/London 1968.

¹³ Ebd., S. xxii.

¹⁴ Ebd., S. 2.

¹⁵ Vgl. ebd., S. 151.

¹⁶ Vgl. ebd., S. 158.

¹⁷ Vgl. exemplarisch das Lehrbuch von Roland Burkart: *Kommunikationswissenschaft*, 4. Aufl., Wien/Köln/Weimar 2002, S. 207f.

¹⁸ Vgl. Denis McQuail: The influence and effects of mass media, in: J. Curran/M. Gurevitch/J. Woollacott (Hg.): *Mass communication and society*, London 1977, S. 70-94, hier: S. 72ff.

Dialektik des Sehens

Veranstaltungen mit Mirjam Schaub
21./22. Juni 2004

Mirjam Schaub ist Philosophin und Filmwissenschaftlerin und arbeitet als wissenschaftliche Assistentin für Ästhetik am Institut für Philosophie der Freien Universität Berlin. Außerdem ist sie als Filmkritikerin tätig. Ihre Dissertation über die Filmtheorie von Gilles Deleuze wurde 2003 in zwei Bänden als *Gilles Deleuze im Kino: Das Sichtbare und das Sagbare* sowie *Gilles Deleuze im Wunderland: Zeit- als Ereignisphilosophie* veröffentlicht. Ihr Vortrag »Die Vampirisierung des Bildes durch den Ton. Zur Dialektik des Sagbaren und des Sichtbaren«, am 21. Juni 2004 in Köln gehalten, entwickelte am Beispiel zentraler Werke der kanadischen Künstlerin Janet Cardiff die These, dass sich die Wirkung des Gesichts im Film nicht nur den Bildern verdankt. Mirjam Schaub legte dagegen dar, dass zum filmästhetischen Vokabular gleichermaßen der Ton gehört, der oftmals ein Eigenleben führt. Ihr Vortrag über die interaktiven filmischen Experimente Janet Cardiffs hat gezeigt, wie Töne die Bilder stören und neue In-

szenerierungspotentiale freisetzen können. Die grundlegende Frage, in welchem Verhältnis das Sichtbare und das Sagbare zueinander stehen, bildete auch den Ausgangspunkt der beiden Workshops, die Mirjam Schaub anschließend am Forschungskolleg veranstaltet hat. Der erste mit dem Titel »Die Erfindung des Gesichts« ging von Deleuze'/Guattaris These des Gesichts als »starker Organisation« aus und unternahm eine Revision der medialen Konstruktionsweisen des Gesichts am Beispiel von Filmen David Lynchs (*LOST HIGHWAY*) und Lars von Triers (*IDIOTEN, DOGVILLE*). Ein zentraler Punkt war hier die Frage nach den Möglichkeiten und Grenzen einer Adressierung und Visualisierung »starker« Affekte – besonders hinsichtlich der Grimasse und des mimisch unbewegten Gesichts. Der zweite Workshop mit dem Titel »Die Spaltung des Sehens« reflektierte, inwieweit das, was wir zu sehen glauben, entscheidend von kulturell eingeübten Sehgewohnheiten und individuellem Vorwissen abhängt. Diese Grundannahme vertiefte der Workshop durch eine Diskussion zentraler philosophischer Texte von Leibniz, Merleau-Ponty, Lacan und Didi-Huberman.

Petra Löffler

Körperpolitik: Gestik als symbolische Praxis

Veranstaltungen mit Jürgen Streeck
22./23. Juni 2004

In den modernen Demokratien findet der politische Prozess für die meisten Menschen in der Pseudo-Intimität des Fernsehens statt, in der wir Führungspersönlichkeiten und Kandidaten gleichsam von Angesicht zu Angesicht wahrnehmen. Gleichwohl gibt es heute – anders als zum Beispiel in der europäischen Antike – kaum empirische Studien zur körperlichen Selbstinszenierung von Politikern in ihrer Interaktion mit der Öffentlichkeit. Dass diese Selbstinszenierung Wählerverhalten beeinflussen kann, demonstrierte Associate Professor Jürgen Streeck (Department of Communication Studies der University of Texas/Austin) in seinem Vortrag »Körperpolitik: Rhetorische Mimik und Gestik« am Beispiel der kommunikativen Selbstverkörperung amerikanischer Politiker in verschiedenen öffentlichen Kontexten. Im Mittelpunkt stand dabei die repetitive rhetorische Gestik des Präsidentschaftskandidaten Howard Dean und das inkongruente mimische Ausdrucksverhalten von George W. Bush.



Mit Jürgen Streeck konnte ein prominenter Vertreter der mikro-ethnographisch fundierten Gestikforschung für einen vertiefenden Workshop zur »Gestik als symbolische Praxis« gewonnen werden. Im Fokus der Analyse standen die Erscheinungsformen und Wirkungen von Körperpolitik und anderen medialen Praktiken auf die soziale Interaktion. Analysen von Videoszenen demonstrierten, dass rhetorische und deskriptive Handgesten nicht auf eine sprachbegleitende Funktion reduzierbar sind. Vielmehr haben Handgesten eine eigene Semantik, die auf die Sprache zurückwirkt. Die identifizierten Handgesten erwiesen sich als eng mit der diskursiven Struktur sprachlicher Äußerungen bzw. mit den jeweiligen praktischen Handlungen verknüpft. Zudem wurde anhand des Videomaterials aus Interaktionen an verschiedenen Arbeitsplätzen deutlich, wie Gestik zwischen praktischem Handeln und Sprache zu vermitteln vermag.

Körperpolitik lässt sich nicht unabhängig von Kognition, Sprache und anderen medialen Praktiken (Verwendung von Diagrammen, Zeichnungen, praktischen Handlungen) betrachten. Die empirischen Forschungsergebnisse der ethnographischen Gestikforschung bestätigen Streecks Kernthese: »...no distinction is made between body and mind: gesture is bodily communication, but it is mindful and rich in cognitive content; conversely, the way we move and experience our bodies is to an extent shaped by the way we think. Body and mind are ultimately the same.«

Luise Springer

Das Gesicht im frühen Kino

Gastprofessur Tom Gunning
Juni 2004

Tom Gunning ist Professor am *Department of Art History* der University of Chicago. Seine Arbeitsschwerpunkte gelten dem frühen Kino, dessen spezifische Ästhetik er in dem bald schon kanonisch gewordenen Leitkonzept »Attraktionsmontage« gebündelt hat, weiterhin der historischen Ausformung filmischer Narration (D.W. Griffith) sowie dem experimentellen und avantgardistischen Film. Des Weiteren hat Gunning im Jahr 2000 eine Monographie zu Fritz Lang veröffentlicht (*The Films of Fritz Lang*), die 2003 mit dem *CINEMA & CIE Award* ausgezeichnet wurde. Die Veranstaltungen, die Tom Gunning im Rahmen seiner dreiwöchigen Gastprofessur im Laufe des Juni 2004 anbot, galten ausgewählten Fragen der Medienarchäologie und dem in jüngster Zeit ins Zentrum filmwissenschaftlicher Forschung gerückten filmischen Gesicht.

Der in Zusammenarbeit mit dem Institut für Medienwissenschaft der Ruhr-Universität Bochum veranstaltete Workshop »Das Gesicht im frühen Kino« rekonstruierte zunächst den Topos der Großaufnahme des Gesichts als ›Seele‹ des bewegten Bildes, um im Anschluss eine Art Funktionsgeschichte des filmischen Gesichts zur Dis-

kussion zu stellen. Dabei ergab sich ein Bogen, der vom Genre des *facial expression film*, in dem Grimassen zu Attraktionen wurden, über die Slapstick-Komödie bis hin zum Aktualitäten-Kino reichte, in dem Zuschauer sich selbst auf der Leinwand wieder erkennen konnten: Ein Bogen, der anhand einer Vielzahl von Filmbeispielen nicht nur die signifikanten Verschiebungen verdeutlichte, die das Gesicht durch seine Medialisierung erfährt, sondern der zugleich die widersprüchliche Geschichte des frühen Kinos und die damit verbundenen historiographischen Problemlagen verdeutlichte. In Weiterführung dieser Fragestellungen verfolgte ein weiterer Workshop gezielt eine medienarchäologische Linie, wobei Gunning unter Rückgriff auf Karl Marx, Walter Benjamin und Theodor W. Adorno den Begriff der Phantasmagorie als Schlüsselbegriff der Moderne und einer ›Archäologie‹ des Kinos zur Diskussion stellte. Mit Blick auf eine größere Öffentlichkeit wurde zum Abschluss der Gastprofessur dann in Kooperation mit dem Filmclub 813, begleitet am Klavier und mit elektronischer Musik von Adam Butler, Fritz Langs Stummfilm *DER MÜDE TOD* gezeigt, den Tom Gunning als ein höchst modernes und ästhetisch avanciertes Werk vorstellte.



Wolfgang Beilenhoff

Resonanzen III: Macht

Veranstaltungsreihe in Kooperation
mit dem Literaturhaus Köln
Juli 2004

In der Eröffnungsveranstaltung »Wo hört Europa auf? Politik und Wissenschaft der Grenzziehung« fragten Hans-Ulrich Wehler und Friedrich Balke nach dem Einsatz von kulturellem und historischem Wissen im Streit um die Grenzen Europas: Welchen Gebrauch kann und soll man unter den gegenwärtigen Bedingungen einer Erweiterung Europas von kulturellen Konzepten machen, die das Modell kommunitärer Zugehörigkeit bzw. die Annahme von *imagined communities* auf eine supranationale Ebene übertragen? Ist eine ›legitime‹ Politik der kulturellen Abgrenzung, wie sie Wehler gegenüber islamischen Gesellschaften wie der Türkei, die der EU beitreten möchten, empfiehlt, nicht immer mit einer unerwünschten Politik der Ausgrenzung verbunden? Die kontrovers verlaufende Diskussion weckte Zweifel, ob sich überhaupt ein zwingender Zusammenhang zwischen Kultur und (kollektiver) Identitäts-

stiftung behaupten lässt oder ob es nicht vielmehr einer Kultur eigen ist, nicht mit sich identisch zu sein?

Unter der Überschrift »Medien und Populismus« diskutierten Harry Nutt und Jürgen Fohrmann über Definitionen und Stile des Populismus in den gegenwärtigen Medienkulturen. Wie viel geteiltes Wissen und wie viel gemutmaßtes Einverständnis setzt jeder Akt der Adressierung voraus? Und was charakterisiert in diesem Zusammenhang eine ›populistische Haltung‹? Populismus, so zeigte sich, bedient keineswegs nur, wie seine populistischen Kritiker meinen, ›niedere Instinkte‹ und nimmt auch nicht bloß die Form kerniger, kärntnerischer ›Männertalks‹ an. Populismus ist auch das unvermeidbare Resultat einer Massenkommunikation, der es darum gehen muss, in der zerstreuten Adressenlandschaft unüberseh- und unüberhörbare Markierungen vorzunehmen, ein Für und Wider zu erzeugen und damit Politik zu betreiben.

»Unsichtbare Mächte: Latenz und Paranoia«: Unter dieser Überschrift nahmen Oliver Tolmein und Brigitte Weingart die gegenwärtige Debatte über den internationalen »Krieg gegen den Terror« und die neue Innere Sicherheit zum Anlass, um nach der veränderten Beschaffenheit von

Macht zu fragen, die nicht nur als unsichtbar, sondern auch als allgegenwärtig, dezentralisiert und vielfältig gedacht wird (und zwar auf beiden Seiten: auf der offiziellen, ›staatstragenden‹ Seite wie auf der des ›Untergrunds‹).

Unter dem Stichwort »Omnipotenz und neutralisierte Macht« zeigten Lutz Ellrich und Christiane Funken, dass sich die im Kontext der Computertechnik entstandenen extremen Vorstellungen von menschlicher Allmacht und Ohnmacht durch eine nüchterne, empirisch gedeckte Bestandsaufnahme, die dem konkreten Nutzer- und Programmiererverhalten gilt, als so nicht haltbar erweisen. Die maßgeblichen Orientierungen schwanken vielmehr, so zeigte sich, zwischen der – oft genug enttäuschten – Erwartung technischer Verlässlichkeit der zum Einsatz kommenden Programme bei den durchschnittlichen Anwendern und dem Ethos einer »technobasierten Neutralität« (Ellrich), das die Computerprofis in den Stand

setzen soll, erfolgreich in die politischen Konflikte von gesellschaftlichen Interessengruppen zu intervenieren.

Wilhelm Voßkamp und Albrecht Müller schließlich nahmen das geflügelte Wort von der »Macht der Zahlen« zum Anlass, nach den medien- und kulturhistorischen Gründen für die Attraktivität und die Überzeugungskraft dieser überall gegenwärtigen Währung für fast alle, gerade auch nicht-ökonomischen Werte zu fragen. Warum zählt (fast) nur noch, was man auch zählen kann? Was haben neue Zahlen, was alten Argumenten fehlt? Was haben sie nicht und geben nur vor, es zu haben? Gibt es Macht auch jenseits des ermittelten Durchschnitts? Eine Macht jenseits der Macht durch Zahlen?

SynchronEmotion

Workshop mit Christa M. Heilmann, Angelika Braun, Nadja Tschäpe und Reiko Oba

9. Juli 2004

Der durch das Teilprojekt B5 »Gender-Repräsentationen im Film« organisierte Workshop widmete sich den Möglichkeiten, die Synchronisation audio-visueller Medien als Gegenstand eines linguistischen Forschungsprojekts zu perspektivieren. Vorgestellt wurde das – mittlerweile zum Abschluss gebrachte – Forschungsprojekt an der Philipps-Universität Marburg »Geschlechtsspezifische interkulturelle Wahrnehmung von Persönlichkeitsmerkmalen anhand synchronisierter Fernsehserien«



unter der Leitung von PD Dr. Christa M. Heilmann und Prof. Dr. Angelika Braun; zudem stellten auch die Projektmitarbeiterinnen Nadja Tschäpe M.A. und Reiko Oba M.A. ihre Ergebnisse vor.

Als Ausgangspunkt für das Projekt diente die Beobachtung, dass die Bestimmung affektiver Zustände oder Emotionen auf Grund von Sprechausdrucksmerkmalen bereits für eine Vielzahl von Sprachen untersucht worden ist. In der Forschung zeigt sich dabei ein deutlicher Trend zur Stereotypenbildung: Angehörige einer Sprachgemeinschaft sind demzufolge in der Lage, prototypische Merkmale bestimmter affektiver Zustände

de innerhalb des jeweiligen kulturellen Umfeldes zuverlässig zu identifizieren. Desiderat sind aber noch Studien, die sich komparatistisch um einen interkulturellen Vergleich bemühen.

Das an der Philipps-Universität angesiedelte Projekt bemühte sich in phonetischer und sprechwissenschaftlicher Perspektive zu untersuchen, in welcher Weise Emotionen, die in der englischen ›Original‹fassung über die Stimme zum Ausdruck gebracht werden, in japanischen und deutschen Synchronfassungen übertragen werden und ob sich Rollenprägung und Persönlichkeit der Darstellenden dadurch verändern.

Dabei wurden zwei Ziele verfolgt: Zum einen galt es festzustellen, welche stimmlichen und extraverbalen Mittel Sprecher einsetzen, um Emotionen zu kodieren. Zum anderen wurde die Wahrnehmung dieser Parameter durch Hörer aus unterschiedlichen Sprach- und Kulturkreisen untersucht. Als Untersuchungsmaterial dienten emotional gefärbte Äußerungen der Fernsehserie ALLY McBEAL. (Abb.: Ally McBeal, Season 1, Episode 19; DVD ersch. bei 20th Century Fox, 11.04.2002)

Im Anschluss an die Vorstellung der phonetischen und sprechwissenschaftlichen Ergebnisse, die auch das Verhältnis von Bild und den verschiedenen sprachlichen Umsetzungen thematisierten, wurden die Thesen breit und lebhaft diskutiert.

Gereon Blaseio

Soft Cinema

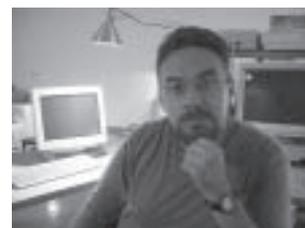
Gastprofessur Lev Manovich
Juli 2004

Im Zentrum der Gastprofessur von Lev Manovich standen im Juli 2004 die Schnittstellen von Kino, Architektur und Software sowie der Erfahrungsaustausch beim künstlerischen Einsatz von Programmiersprachen und Applikationen für kulturwissenschaftliche Forschungsgruppen.

Lev Manovich, dessen Monographie *The Language of New Media* (MIT 2001) in wenigen Jahren zu einer Referenzgröße der Neuen Medienkunst geworden ist, ist Professor an der University of California in San Diego, wo er im Department of Visual Arts lehrt. Gegenwärtig arbeitet er an einem Projekt zum Thema *Info-Aesthetics*, dessen Konzeption und Zielsetzung er in einem vom Lehrstuhl für Informatik V der RWTH Aachen (Prof. Dr. Matthias Jarke) organisierten Workshop und Kolloquium zur Diskussion stellte. Dabei wurden gleichzeitig auch die in den jeweiligen Forschergruppen entwickelten Multimedia-systeme präsentiert. So führte Lev Manovich den Aachener Studenten *Soft Cinema* vor, ein Konzept, das bei der Generierung dynamischer Filmsequenzen zum Einsatz kommt und das Teil des von Manovich verfolgten Narrativs »Mission to Earth« ist. Diesem System liegt eine Datenbank mit Metadaten zu Filmsequenzen zu Grunde, die eine randomisierte Aufbereitung des Materials

ermöglichen. Im Anschluss erfolgte dann eine Präsentation der im Forschungskolleg von Dr. Ralf Klamma und Marc Spaniol (Teilprojekt B1 »Handlungsfähigkeit in digitalen sozialen Netzwerken durch Sichtbarmachung von multidimensionalen Störungsmustern«) zusammen mit dem Teilprojekt B6 »Das Gesicht im Film« (Prof. Wolfgang Beilenhoff) entwickelten Anwendung MECCA (»Movie E-Learning Combination and Categorization Application«), die sich ebenfalls mit der Aufbereitung multimedialer Artefakte für filmwissenschaftliche Arbeits- und Lernprozesse befasst. Dabei zeigten sich mannigfaltige Anschlussstellen in der übergreifenden Frage nach Möglichkeiten eines nicht-linearen Forschens und Lernens in multimedial vernetzten Communities. In diesem Workshop wie auch in den Veranstaltungen zur Transformation des Projekts »Moderne« in das Projekt »Informationsgesellschaft« und zur kulturellen Dynamik von *Software* wurde deutlich, welches Potenzial multimediale Informationssysteme für ästhetische Arbeitspraxen in den Kulturwissenschaften bieten. Entsprechende Kooperationen im Rahmen des Kollegs werden im laufenden Jahr vorrangig verfolgt.

Wolfgang Beilenhoff und Marc Spaniol



Audiovisionen 2004

Internationales Symposium vom 7. bis
9. Oktober 2004, Universität zu Köln

Raum, Mouvement, Sound – mit diesen Themenschwerpunkten fokussierte das Symposium zentrale Schnittstellen medialer Praxis und Theorie und begünstigte in hohem Maße eine interdisziplinäre Annäherung, die spezifisch musikwissenschaftliche, filmwissenschaftliche und linguistisch-philosophische Diskurse in medientheoretischer Akzentuierung verband. Dokumentierte bereits die organisatorische Zusammenarbeit mit der Pariser *Groupe de Recherches Musicales de l'Institut National de l'Audiovisuel*, die seit ihrer Gründung 1948 den Bereich der elektroakustischen Musik etablierte, erforschte und weithin dominierte, das Bestreben einer wechselseitigen Inspiration von Wissenschaft und Kunst, so zielte die Struktur des Symposiums in die gleiche Richtung: Neben den täglichen Podiumsdiskussionen zählten drei Abendkonzerte mit dem von François Bayle entwickelten, aus über 80 Lautsprechern bestehenden Wiedergabesystem *Acousmonium*

zum integralen Bestand der Veranstaltung. Protagonisten dreier Generationen der elektroakustischen Musik präsentierten hier ihre neuesten Kompositionen, darunter fünf Uraufführungen und deutsche Erstaufführungen. Ergänzt wurde das Programm durch interaktive Ausstellungen analoger und digitaler Musikinstrumente aus dem Studio voor Electroinstrumentale Muziek Amsterdam sowie eines von der Media Computing Group Aachen konzipierten *Personal Orchestra*, das dem Nutzer erlaubte, mit einem Infrarot-Dirigentenstab die Video- und Klangaufnahme eines Orchesters zu manipulieren.

Im Anschluss an die Eröffnungsvorträge erörterte die ausschließlich mit Komponisten besetzte Sektion *Raum* anhand der Frage »Is space in music a reality or an illusion?« die kompositionstheoretische und ästhetische Relevanz der spatialen Dimension für die elektroakustische Musik. Die Sektion *Mouvement* reflektierte vor dem Hintergrund interaktiver Multimediasysteme medientheoretische, ästhetische und praktische Perspektiven der Mensch-Maschine-Interaktion in der digitalen Kunst, wobei insbesondere Aspekte der Transkriptivität, Performativität und Medialität zur Sprache kamen. Dem Phänomen der Klangfarbe sowie deren unterschiedlichen künstlerli-

schen Formatierungsweisen widmete sich die Sektion *Sound* und begegnete damit der ungenügenden Situation, dass das klangliche Erscheinungsbild einer Musik den Rezeptionsvorgang zwar entscheidend prägt, der Analyse und Beschreibung klangfarblicher Qualitäten im Bereich musikwissenschaftlicher Reflexion und Theoriebildung jedoch ein vergleichsweise geringer Stellenwert eingeräumt wird. Unter der Leitfrage »Analog versus Digital, did this fight ever exist?«

schließlich erläuterte ein zweites Komponisten-roundtable die Differenzen analoger und digitaler Klangverarbeitungsprozesse und diskutierte kontrovers das Wechselspiel von Distanz und Kontakt zu Musik und Materie.

Tobias Hünermann

Writing the New Middle Ages

Gastprofessur Stephen G. Nichols
Oktober 2004

Im Herbst letzten Jahres konnte das Forschungskolleg den Mediävisten Stephen G. Nichols, seit 1992 James M. Beall Professor for French & Humanities an der Johns Hopkins University Baltimore, für eine Gastdozentur gewinnen. Nichols, der zuvor Lehrstühle an der University of Pennsylvania und dem Dartmouth College innehatte und Mitherausgeber u. a. von *Modern Language Notes*, *Romanic Review* und *Comparative Literature Studies* ist, hat vor allem zur mittelalterlichen französischen und okzitanischen Literatur, Kunst und Geschichte gearbeitet. Er ist der Begründer und wichtigste Vertreter der *material philology*. Diese Forschungsrichtung relativiert die überzeitliche Gültigkeit der modernen Auffassung von Literatur, Werk, Text und Autor, indem sie diese als gebunden an die spezifisch neuzeitlichen medialen Bedingungen von Speicherung und Kommunikation auffasst. Entsprechend hat die *material philology* auch die Spezifika der mittelalterlichen Manuskriptkultur herausgestellt, der die Vorstellung eines abgeschlossenen, schriftlich fixierten Textes, an den nur der Autor modifizierend Hand anlegen kann, zunächst fremd ist. Damit weicht die isolierte Betrachtung des Schrifttextes der Analyse der gesamten Handschrift als komplexem materiellem Objekt mit häufig widerstreitenden Text-Bild- und Text-Kommentar-Verhältnissen. Stephen Nichols begreift darüber hinaus in seinen Arbeiten Manuskripte stets als geöffnet auf umgebende Diskurse (aus Sicht des Kollegs sind hier etwa Wahrnehmungsdiskurse oder die Fundierung von Ekphrasis und der Konzepte *energeia/enargeia* zentral) und eingebunden in konkrete politische Kontexte im engeren (Repräsentation von Herrschaft) und weiteren Sinn (z.B. Fragen der Subjekt- und Genderkonstitution).

In seinem Vortrag zum Thema »Vision, Language, Poetry in 13th Century Paris« rekonstruierte Nichols den »visual turn«, der sich analog zum »linguistic turn« der spekulativen Grammatiker in philosophischen und optischen Traktaten ab

dem 13. Jahrhundert manifestiert, so dass es zu einer tiefgreifenden Reflexion über die Konstitution von Sichtbarkeiten und Sagbarkeiten und deren Wechselverhältnis kommt. Minutiös zeichnete er den Prozess der Aufwertung des Sehens als Basis philosophischer Untersuchung und der damit einhergehenden Aufwertung visueller Repräsentationen auf. Die neuen Theorien standen dabei in deutlichem Gegensatz zu tradierten christlichen wie platonischen Positionen. Nichols' besondere Aufmerksamkeit galt der *Perspectiva* Roger Bacons: Physisches Sehen wird hier als Fundament von Erkenntnis begriffen und gleichzeitig problematisiert: Bacon denkt Wahrnehmung als positionsabhängig und multiperspektivisch und stellt die außergewöhnliche Frage nach dem Scheitern des richtigen Sehens. Die Bedeutung dieser Entwicklung auch für poetische Texte wies Nichols am *Roman de la Rose* nach, in den nicht nur die Theorien der spekulativen Grammatik Eingang gefunden haben, sondern in dem es auch zur Aufgabe einer festen visuellen Perspektive kommt.

Ein weiterer Vortrag, »The Medieval Author – a concept whose time had not yet come«, verdeutlichte, dass die Herausbildung der uns vertrauten neuzeitlichen Auffassung von Autorschaft einher geht mit veränderten, weitaus stärker die individuelle Handlungsmacht betonende Formen der Subjektkonstitution. Sie ist – allerdings bereits ein Jahrhundert vor der Erfindung des Drucks – an die Herausbildung einer von der konkreten Materialität des Mediums abstrahierenden *textual philology* gekoppelt. Nichols zeigte dann exemplarisch am *Roman de la Rose*, dass dennoch sinnvoll mit mittelalterlichen Autorschaftskonzepten gesprochen werden kann: Dies nicht allein wegen der Thematisierung des Autorwechsels zwischen Guillaume de Lorris und Jean de Meun. Vielmehr ist der Text durchzogen von Motiven der Verknüpfung von Eros und Prokreation mit Autorschaft. Macht erscheint so als äußert gewaltsamer physischer Kampf um die Kontrolle über Szenarien der Fortpflanzung.

Im abschließenden Workshop »Writing the New Middle Ages« thematisierte Nichols die fruchtbare Verbindung zwischen einem neuen populären Interesse am Mittelalter und der Re-Konstruktion dieser Zeitspanne in jüngsten Publikationen der amerikanischen Mediävistik. Diskutiert wurde die Frage, auf welche Weise in die

sen Arbeiten die modernen Zuschreibungen an das Mittelalter überwunden werden, die zwischen Abstoßungspunkt und Vorgeschichte der Neuzeit changieren. Nichols ging es darum, das Verhältnis zwischen Gegenwart und Mittelalter als geprägt gleichermaßen von nicht anzueignender Alterität und einem Fortwirken in der *longue durée* zu beschreiben. Dabei zeigte er deutliche Affinitäten zu Strategien der durchaus lustvollen Präsentifizierung, wie sie etwa Hans Ulrich Gumbrecht vertritt. Gleichzeitig beschrieb Nichols aber für den aktuellen wissenschaftlichen Zugriff eine komplexere gemeinsame Strategie, die darin besteht, den eigenen Zugang durch ein Ausgreifen über die eigene disziplinäre Prägung hinaus zu erweitern, um so in der Dezentrierung

und Brechung des eigenen Blicks die Erfassung von Alterität zu begünstigen. Gerade in der Akzeptanz dieser radikalen Andersheit sieht Nichols den Schlüssel für eine fruchtbare, bisher oft marginalisiertes aktivierende wechselseitige Befragung von Mittelalter und Gegenwart.

Michael Cuntz

Medienvermittelte Kommunikation und Kommunikation mit Medien

Gastprofessur Timo Saari
Oktober/November 2004

Mit Timo Saari konnte im Wintersemester 2004/2005 ein für sowohl den Bereich *Kommunikation mit (neuen) Medien* als auch *medienvermittelte Kommunikation* ausgewiesener Experte für eine Gastprofessur am Forschungskolleg gewonnen werden. Timo Saari ist Forschungsdirektor des Center for Knowledge and Innovation Research (CKIR) der Helsinki School of Economics, assoziierter Direktor des M.I.N.D. lab (USA und Finnland) sowie Senior Research Scientist der User Experience Research Group des Helsinki Institute for Information Technology (HIIT). In diesem Rahmen arbeitet er empirisch und theoretisch an Fragestellungen zu kognitiven und emotionalen Wirkungen multimodaler Information. Analysiert werden dabei sowohl die Inhalte traditioneller Medien, Interaktionen mit neuen Medien (Computerspiele) oder Kommunikationsmedien (Mobilkommunikation oder social messaging). Entsprechend breit war das Themenspektrum der von ihm im Rahmen seines Aufenthaltes am Kolleg im Oktober und November vergangenen Jahres angebotenen Workshops.

Der erste Workshop mit dem Thema »Mind-based technologies and personalization of media form factors to influence transient psychological effects of the user« fokussierte die Möglichkeiten zur forschungsbasierten Optimierung neuer medialer Technologien. So wurde zum einen diskutiert, inwieweit eine Anpassung der Technologie an die kognitiven Fähigkeiten des Menschen den Umgang mit elektronischen Medien erleichtern kann. Darüber hinaus wurde der Aspekt der Anpassung an individuelle Nutzer the-

matisiert: Verschiedene Möglichkeiten zur Adaptation und Personalisation im Prozess der Nutzung wurden vorgestellt und kritisch reflektiert. Der zweite Workshop mit dem Titel »Objective and self-report based user-experience research methods« war vor allem dem methodischen Vorgehen im Rahmen von Medien- und Usabilityforschung gewidmet. Vor dem Hintergrund theoretischer Modelle wurde diskutiert, welche Methoden sich in Abhängigkeit von bestimmten Forschungsfragestellungen empfehlen und auf welchem Wege sich spezifische Methodenprobleme lösen lassen. Ein dritter Workshop schließlich war direkter auf die Schnittmenge der aktuellen Forschungsinteressen von Timo Saari und des Teilprojekts B3 »Nonverbale Kommunikationspolitiken in der Individual- und Massenkommunikation« zugeschnitten. In diesem Rahmen wurde – basierend auf Demonstrationen der im Projekt B3 entwickelten Forschungs-Plattform – das Konzept der sozialen Präsenz diskutiert. Darauf aufbauend wurden Möglichkeiten zur weiteren Zusammenarbeit eingegrenzt. Weitergehende Kooperationen sind geplant.



Nicole C. Krämer

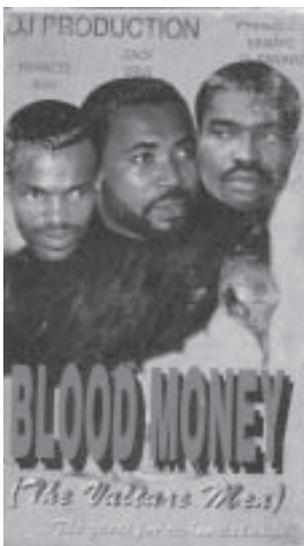
Bildlichkeit und Schriftlichkeit im deutsch-japanischen Vergleich

Konferenz 4./5. November 2004
Universität zu Köln

Im Zentrum der Konferenz zur Bildlichkeit und Schriftlichkeit im deutsch-japanischen Vergleich standen grenzüberschreitende Fragen allgemeiner und spezieller Aspekte des Schrift-Bild-Verhältnisses. Es knüpfte an Diskussionen zu den »Visuellen Kulturen in Europa und Japan« zwischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern des College of Arts der Rikkyo-Universität in Tokyo und dem Kulturwissenschaftlichen Forschungskolleg an, die 2003 in Tokyo geführt wurden. Bisher thematisierte allgemeine Fragestellungen wurden in zweifacher Weise erweitert und spezifiziert: Einmal standen die prinzipielle Frage von sprachlicher und kultureller Übersetzbarkeit im Zentrum, wobei die Prämissen wechselseitiger Transkriptionen im Rahmen einer kontrastiven Kulturkomparatistik diskutiert wurden. Insbesondere wurde der enge Zusammenhang zwischen Sprache und Schrift und die Koppelung von Sprache und Kultur im Japanischen betrachtet – und zwar im Vergleich mit europäischen Vorstellungen über Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Zum anderen wurden Funktionen von Zeichen und Bildern und einzelne Schrift-Bild-Verhältnisse in unterschiedlichen kulturellen Kontexten untersucht. Schrift-Bild-Vergleiche zwischen Europa und Japan sind generell dadurch charakterisiert, dass die Abgren-

zung von Text und Bild in Europa stärker betont wird als in Japan. Fließende Übergänge spielen eine zentrale Rolle in der japanischen Kultur. Diskutiert wurde, ob sich solche kulturellen Typologien im Rahmen einer globalen, synkretistischen Hybridkultur ändern, so dass dichotomische Unterscheidungen von Ost und West obsolet werden.

Diskutierte der Eröffnungsvortrag von Irmela Hijiya-Kirschnereit das imaginäre Japan-Bild in der westlichen Kultur, beschäftigte sich die erste Sektion mit Fragen kulturellen Übersetzens. Verwies Teruaki Takahashi auf Probleme der Übersetzbarkeit zwischen Sprachen, Schriftsystemen und Schreibweisen unter globalisierten medialen Bedingungen, beschäftigte sich Ludwig Jäger aus sprachphilosophischer Perspektive mit dem Faszinosum des »Bildzeichens«. Manabu Watanabe schließlich ging konkret auf den Fall der Handykommunikation als Grenzgebiet von Mündlichkeit und Schriftlichkeit ein. In der zweiten Sektion, die sich mit Fragen des Verhältnisses von Ästhetik und Zeichen auseinandersetzte, problematisierte Naomi Miyatani die spezifische Bildlichkeit von Schriftzeichen anhand eines Manga-Märchens, während Leander Scholz sich mit der Rezeption Japans als ästhetisch verfasster Gemeinschaft des posthistorischen Zeitalters auseinandersetzte. In der dritten Sektion stellte Franziska Ehmcke in einer detailreichen Analyse der japanischen Bildrolle »Kidaïu Shoôran« (um 1806) den Einsatz und die Funktion von Schrift vor. Ryozo Maeda thematisierte zum Abschluss die Frage der Transkribierbarkeit von Eigennamen zwischen den Schriftsystemen Kanji, Katakana und Romaji als Problem der asiatischen Medien heute.



BLOOD MONEY, R: Chico Ejiro, Nigeria 1997

Popular Nigerian Video Films

Gastprofessur Jonathan Haynes
November 2004

Mit Jonathan Haynes, *Associate Professor* an der *Humanities Division* des Southampton College, Herausgeber des Sammelbandes *Nigerian Video Films* (Athens 2000), konnte ein renommierter Spezialist für die inzwischen auch als »Nollywood« bezeichnete populäre Videofilmindustrie Nigerias als Gastprofessor am Forschungskolleg gewonnen werden. Neben

einem Abendvortrag fanden zwei Workshops und eine kommentierte Videofilmvorführung am Institut für Afrikanistik der Universität zu Köln statt. Im öffentlichen Abendvortrag »Witchcraft and Melodrama in Nigerian and Ghanaian Video Films« ging es um die generischen Charakteristika des *Domestic Melodrama*. Wie Haynes anhand von ausgewählten Beispielen zeigen konnte, leistet das Genre die Transkription populärer Hexereidiskurse im Modus des Melodramatischen und entwickelt dadurch neue Lesarten für Konflikte im privaten Bereich. Die genretypische Polarisierung von Gut und Böse führt zu Plots, in denen Hexerei als satanische Praxis inszeniert und mit einem bibeltreuen, am Ende siegreichen Christentum konfrontiert wird. Durch die Adressierung der Hexerei im Rahmen häuslicher Konflikte fungiert das Genre als doppelte Offenbarung: Es eröffnet Blicke auf die der Öffentlichkeit verborgene Sphäre des Privaten und macht gleichermaßen das Wirken transzendenter, mit Hexerei assoziierter Mächte sicht-

bar. Die Mediatisierung transzendenter Mächte wurde in den Workshops zum Thema »Politics and the Supernatural« wieder aufgegriffen. Anhand von Videofilmen des aus der Yoruba-Wandertheatertradition stammenden Regisseurs Tunde Kelani erläuterte Jonathan Haynes im ersten Workshop seine Thesen zum Videofilm als Form politischer Kritik. Kelanis Filme, die von fiktiven Yoruba-Königtümern handeln, lassen sich als Allegorien auf die gegenwärtige politische Situation Nigerias lesen. Im Gegensatz zu Kelanis Fil-

men, in denen die alten afrikanischen Gottheiten ihre Anhänger vor eigennützigen Usurpatoren schützen, entwirft die englischsprachige Videofilmproduktion der Igbo, um die es in einem zweiten Workshop ging, Bilder einer spirituell zutiefst verunsicherten Gesellschaft. Hier wurde anhand von okkulten Praktiken und ihrer filmischen Repräsentation die diskursive Verschränkung des Imaginären und Realen diskutiert.

Matthias Krings

Scharia und Videozensur in Nordnigeria

Gastvortrag von Abdalla Uba Adamu

15. November 2004

Die Aneignung des Mediums Video hat in Nigeria in den 1990er Jahren eine populäre Kassettenkultur entstehen lassen, die sich um die Produktion, Distribution und Konsumtion von Videospielfilmen etabliert hat. Im muslimischen Norden Nigerias wird die Kassettenkultur seit der Einführung der Scharia im Jahr 2000 durch einen zunehmend kritischen Mediendiskurs geprägt. In seinem Vortrag »Enter the Dragon: Shari'a, Popular Culture and Film Censorship in Northern Nigeria« ging Abdalla Uba Adamu, Professor am *Department of Education* der Bayero University Kano (Nigeria), auf die Hintergründe und den aktuellen Stand der lokalen Debatten ein. Im Rahmen des fundamentalistischen Reinheitsdiskurses wird die Kassettenkultur in zweifacher Hinsicht als kulturelle Bedrohung wahrgenommen. Wie die Videokassetten, deren Zirkulation zu einer virtuellen Durchdringung der öffentlich-männlichen und häuslich-weiblichen Sphäre und dadurch zu einer neuen Form

von Öffentlichkeit geführt hat, so gelten auch die Filme selbst als eine Gefahr für die auf Geschlechtersegregation basierende Gesellschaftsordnung, da sie durch ihre am indischen Bollywood-Kino



Khusufi (Mondfinsternis, R.: Ali Nuhu, Nigeria 2003)

orientierten Lied- und Tanzsequenzen gegen religiös begründete Körperpolitiken verstoßen. Auf die Einführung der Scharia im Bundesland Kano, dem Zentrum der nordnigerianischen Videoindustrie, folgte ein Produktionsverbot, das erst nach Etablierung einer an muslimischen Werten orientierten Zensurbehörde wieder aufgehoben wurde. Wie Adamu jedoch nachweisen konnte, zeigt der staatliche Disziplinierungsversuch bisher kaum Wirkung. Auch in Nordnigeria gilt, dass jedes Verbot eine Überschreitung geradezu herausfordert, so dass im Jahr 2004 ein Boom neuer Videofilme mit körperbetonten Tanzszenen zu verzeichnen war. Durch den informellen Charakter ihrer Produktions- und Distributionsformen können sich »kleine Medien«, als deren Quintessenz das Medium Video gelten kann, staatlicher Kontrolle entziehen.

Matthias Krings

Ikonizität in Gebärdensprachen

Workshop mit Erin Wilkinson

11./12. Januar 2005

Erin Wilkinson, Linguistin an der University of New Mexico in Albuquerque (USA), konzentriert sich in ihrer Arbeit auf cross-linguistische Gebärdensprachforschung. Der zweitägige Workshop beschäftigte sich mit der Wahrnehmung und

Verarbeitung von ikonischen Aspekten in verschiedenen Gebärdensprachen. Ziel des Workshops war es, einen Austausch über die Ergebnisse verschiedener empirischer Studien sowie der zugrunde liegenden Thesen zur Funktion ikonischer Gebärdenzeichen zu erreichen.

Am ersten Tag des Workshops stellte Erika Linz (SFB/FK) einige Grundannahmen Peirces zur Ikonizität und Arbitrarität sprachlicher Zeichen vor. Von zentraler Bedeutung im Hinblick auf ikonische Zeichen ist die These, dass sich diese durch eine Ähnlichkeitsbeziehung (>likeness<) von Zeichenform und Referenzobjekt auszeichnen. Solche Ähnlichkeitsbeziehungen werden

über Zeichensysteme konstruiert und sind damit keineswegs selbstevident, sondern von einem sprachkompetenten Nutzer abhängig. Diese An-



Abb.: Die Gebärde für Milch in Deutscher (links), Amerikanischer (mitte) und Türkischer (rechts) Gebärdensprache gilt in allen drei Sprachen als ikonisch. Die drei Zeichen zeigen aber nur wenig Ähnlichkeiten miteinander.

nahme wird auch durch neurowissenschaftliche Ergebnisse gestützt. So zeigte Juliane Klann (Universitätsklinikum Aachen), dass bei Gehörlosen an der Verarbeitung von ikonischen genauso wie an der von nicht-ikonischen Gebärden jeweils sprachspezifische neuronale Netzwerke beteiligt sind. Es wurden in dieser Studie keine Hinweise für eine bildliche Verarbeitung ikonischer Zei-

chen gefunden. Die Ikonizität von Gebärden scheint sich allerdings auf die Organisation innerhalb des semantischen Lexikons bei Gebärdensprechern auszuwirken, wie die Ergebnisse aus empirischen Studien von Klaudia Grote (RWTH Aachen) nahelegen.

Erin Wilkinson präsentierte Ergebnisse einer cross-linguistischen Studie mit italienischer und amerikanischer Gebärdensprache zur Untersuchung der je sprachspezifischen metaphorischen Nutzung ikonischer Aspekte von Gebärdenzeichen. Die ermittelten Unterschiede wurden im Hinblick auf die kulturelle Einbindung einzelner Gebärdenparameter interpretiert. Am zweiten Tag des Workshops stellte Erin Wilkinson das Modell von Christian Cuxac und Marie-Anne Sallandre zur Analyse der räumlichen Grammatik in Gebärdensprachen vor und eine mögliche Anwendung auf die Analyse der Grammatik der Deutschen Gebärdensprache wurde diskutiert.

Wiebke Iversen/Meike Adam

Eröffnungsveranstaltung der III. Forschungsphase

10. Mai 2005

Universität zu Köln

Am 10. Mai 2005 eröffnete das Forschungskolleg mit einer Veranstaltung in der Kölner Universität seine dritte Förderphase. In seiner Begrüßung im Namen des Forschungskollegs hieß Prof. Dr. Wolfgang Beilenhoff den Prorektor der Universität zu Köln, Prof. Dr. Norbert Finzsch, den Kanzler der RWTH Aachen, Dr. Michael Stückrath, die Vertreterin des Kanzlers der Universität zu Köln, Ina Gabriel und den Dekan der Philosophischen Fakultät der Kölner Universität, Prof. Dr. Hans-Peter Ullmann, willkommen. Er begrüßte ebenso den Staatssekretär Hartmut Krebs sowie Ministerialrat Dr. Wolf Jenkner vom Ministerium für Wissenschaft und Forschung NRW, den Direktor der Landesanstalt für Medien NRW, Prof. Dr. Norbert Schneider und den stellvertretenden Sprecher des SFB 240 der Universität-Gesamthochschule Siegen, Prof. Dr. Peter Gendolla. In seinem Grußwort betonte Prorektor Finzsch den Spitzenplatz, den Köln nicht nur als Medienstadt einnehme, sondern den darüber hinaus die Kölner Universität in Sachen Medienforschung besetze. Für die breitere Öffentlichkeit sei es nicht nur wichtig zu verdeutlichen, mit welchen Zielen Forschungen wie die des Kollegs durchgeführt werden, sondern auch, wo diese Aktivitäten stattfinden. Staatssekretär Krebs wies auf die wissenschaftliche Bereicherung hin, die entstehe, wenn, wie im Kolleg, ehemals getrennte Disziplinen zusammengeführt werden. Er betonte, dass das Ministe-

rium den Plan zur institutionellen Verstetigung des Forschungskollegs nach Ablauf der dritten Förderphase nachhaltig unterstütze. Er hob die gesellschaftliche Relevanz der Aufgaben hervor, die das geplante Interuniversitäre Zentrum »Kultur - Technik - Medien« übernehmen würde.

Um die Perspektive des Forschungskollegs in der neuen Phase zu verdeutlichen, fokussierte zunächst der Geschäftsführende Direktor des Forschungskollegs, Prof. Dr. Ludwig Jäger in seiner Lecture »Die Sprache der Hände. Zur Audiovisualität des Sprachvermögens« den so genannten »pictorial turn«. Jäger stellte den gegenwärtig proklamierten und von besorgten, »ikonophoben« Diskursen begleiteten »Sieg der Bilder« in Frage. Ausgehend vom Beispiel der Gebärdensprache explizierte Jäger: Es bestehe kein kategorialer Gegensatz von Bild und Sprache. Die räumlich-visuelle Sprache sei der zeitlich-akustischen nicht untergeordnet, sondern sie sei vielmehr gattungsgeschichtlich betrachtet der Herkunftsort des Lautsprachlichen. Jäger betonte die Intermedialität des Sprachvermögens: Visualität und Sprachlichkeit seien schon im Verhalten des frühen Menschen verbunden gewesen. Das vorausgehende gestisch-visuelle Sprachvermögen ginge mit dem Hinzukommen der Lautsprache nicht verloren, sondern beide Medialitäten blieben erhalten.

Im zweiten Schritt einer Darstellung der Forschungskonzepte des Kollegs wurden in Podiumsbeiträgen die drei Projektbereiche konturiert. Für den Projektbereich A thematisierte Prof. Dr. Andreas Kablitz die Vorrangigkeit des Wortes im monotheistischen Weltmodell des Christentums und nannte als Grund hierfür die geringere Evidenz der Medialität des Bildes im Vergleich zu der des Wortes, das sich auf diese Weise deutlicher als Mitteilung des einen Gottes zu erkennen

gabe. Prof. Dr. Lutz Ellrich verdeutlichte in seinem Beitrag die gemeinsamen Fragestellungen der Projekte des B-Bereichs: Ansetzend an Politiken der Gegenwart – der Plural betone die soziale Konstruiertheit von politischen Phänomenen – verhandelten alle Teilprojekte das ›Sichtbare‹. Hierbei sei von besonderem Interesse, den dichotomen Semantiken des Politischen (außen/innen, sichtbar/sagbar, manifest/latent) Strategien der Hybridisierung entgegenzusetzen. Prof. Dr. Irmeta Schneider verdeutlichte anhand zweier Diskurse, die bis ins 18. Jahrhundert zurückreichen und damit zur Genealogie aktueller Mediendiskurse gehören, aus welcher Sicht der Projektbereich C die von Herrn Jäger fokussierte Sorge vor den Bildern verfolgt. Eine zentrale Rolle spielten solche Fragen in diätetischen und pädagogischen Diskursen. Beide Diskurse verhandelten seit dem 18. Jahrhundert mögliche Fehlent-

wicklungen angesichts der zunehmenden Verbreitung von Medien. Während es im diätetischen Diskurs vor allem um Mediensucht geht, werden im pädagogischen Diskurs des 18. Jahrhunderts experimentelle Ordnungen erprobt, um Medien als Reize, die bestimmte Reaktionen verursachen, zu untersuchen. Die Projekte des C-Bereichs analysieren, so Schneider, Mediendiskurse als Formen der Macht, in denen die kulturelle Stellung der Medien ausgehandelt wird.

Isabell Otto

Mit dem Schlimmsten rechnen

Ein Gespräch des Risikoforschers Gerhard Berz mit den Kulturwissenschaftlern Benno Wagner und Norbert Finzsch, moderiert von Walter van Rossum

28. Juni 2005, 19.00 Uhr
studio dumont, Breite Straße 72, Köln

Ereignisse wie der Tsunami haben gezeigt, dass die Bilder von Katastrophen und ihren Opfern heute nahezu in Echtzeitgeschwindigkeit übertragen werden und so die gesamte Erdbevölkerung zu Zeugen machen. Die Katastrophe scheint allgegenwärtig zu sein. Aber wann wird das bedrohliche Naturereignis als Katastrophe wahrgenommen? Hierfür scheint nicht nur das Ausmaß an Menschenopfern und Schäden ausschlaggebend zu sein, sondern auch die mediale Narration des Ereignisses. Ist die Katastrophenschwelle überschritten, folgt fast unweigerlich der Versuch, das Unerwartete – zumindest zukünftig – in kontrollierbar Erwartetes zu überführen. Die Reaktion wird zugleich zur Prävention, sei es durch die Installation eines Frühwarnsystems oder die umfassende Biometrisierung im Zuge der globalisierten Terroristenjagd. Aktuelle Ereignisse ändern dabei den ›Kurswert‹ der Absicherung auch aus der ökonomischen Perspektive der Versicherungen. »Der Mensch wollte vermutlich noch nie wahrhaben, dass er in Gefahr ist«, fasst der Risikoforscher Gerhard Berz den Wunsch nach Sicherheit zusammen. Fakten und katastrophische Einbildungskraft hingegen zwingen dazu, mit dem Schlimmsten zu rechnen.

Dr. Gerhard Berz war Leiter der Abteilung GeoRisikoForschung der Münchener Rückversicherungs-Gesellschaft. Der promovierte Meteorologe baute die Abteilung zu einem führenden Institut auf dem Gebiet der Risikoforschung von Naturkatastrophen aus.

Prof. Dr. Norbert Finzsch ist Leiter des Teilprojekts B8 »Koloniale Repräsentation auf Bildpostkarten in Deutschland (1870-1930)« am Forschungskolleg und Professor für Anglo-Amerikanische Geschichte am Historischen Seminar der Universität zu Köln.

Dr. Benno Wagner ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Fachgebiet »Allgemeine Literaturwissenschaft« der Universität Siegen. Sein Forschungsschwerpunkt bildet das Werk und Leben Franz Kafkas.

Walter van Rossum arbeitet seit 1981 als freier Autor für WDR, Deutschlandfunk, Zeit, FAZ und Freitag. Für den WDR moderiert er unter anderem die *Funkhausgespräche*. 1988 erhielt er den Ernst-Robert-Curtius-Preis für Essayistik.

Multiple Handlungsmacht

Konferenz

15. und 16. Dezember 2005

Das neuzeitliche Subjekt konstituiert sich und seine gesellschaftlichen Formen in Abgrenzung von den Objekten. In diesen Relationen scheidet sich ein aktives Subjekt von passiven Objekten, tritt ein distanzierendes Ich der beherrschten Welt gegenüber. Handeln wird prämiert, Objekte aller Art – unbelebte wie belebte, Werkzeuge oder Zeichenträger – werden manipuliert und als Mittel zu einem Zweck aufgefasst.

Mit der Kontrollgesellschaft und ihren Imperativen von Initiative, Eigenverantwortung und Kreativität, die auf die Anforderung des *self-fashioning* hinauslaufen, hat dieses Muster einen Kulminationspunkt erreicht, an dem gleichzeitig seine Selbstwidersprüche offenkundig werden. Die Prämierung von Machbarkeit und Erfolg bringt als ihre notwendige Kehrseite den Opferdiskurs hervor, in dem das Begehren nach der Reinheit der Passivität einen Ausdruck findet. Der Preis für die ethische Überlegenheit einer so verstandenen Passivität besteht aber nicht zuletzt in der Negation von Interventionsmöglichkeiten.

Ausgeblendet wird in diesem klassischen Modell die Perspektive auf komplexere Verhältnisse der Verteilung von Handlungsmacht, die sich

nicht in die Dichotomie von aktiv/passiv zwingen lassen und sich nicht an Zuschreibungen wie Subjekt/Objekt, Ich/Welt, Mensch/Tier, Mensch/Ding, Intention/Werkzeug, belebt/unbelebt, Täter/Opfer, Unterdrücker/Unterdrückter, Zentrum/Peripherie halten: Die Hinfälligkeit der Identifizierung des Subjekts mit Aktivität und Macht zeigt sich symptomatisch in den Figuren des *Wiedergängers* und des *Parasiten* (Sektion 2).

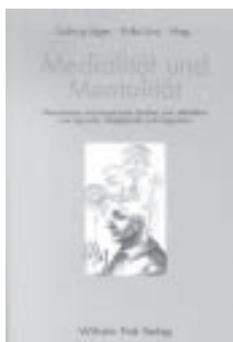
Unsere Aufmerksamkeit gilt gleichermaßen der aktiv-passiven Widerständigkeit von Medien und Mittlerfiguren: Der Ort dieser *Mischwesen* (Sektion 1) ist nicht der sekundäre eines bloßen ›Zwischen‹, das zugunsten von Anfang und Ende einer Handlung, Intention und Finalität ausgeklammert oder vernachlässigt werden kann. Medien und Mittler gehen nicht in einer vermeintlichen reinen Instrumentenrolle oder Verweisfunktion auf, vielmehr kommt ihnen als ereignishaften Dingen der Welt Handlungsmacht zu. In der Frage nach den Modalitäten der *Gewaltenteilung* (Sektion 3) muss der Begriff der Handlungsmacht selbst und die in diesem Kompositum angelegte Gleichsetzung der Fähigkeit zum Handeln und der Ausübung von Macht problematisiert werden.

Konzeption: Friedrich Balke, Ilka Becker, Wolfgang Beilenhoff, Michael Cuntz, Cornelia Epping-Jäger, Gisela Fehrmann, Matthias Krings, Astrid Kusser, Erika Linz, Leander Scholz

Michael Cuntz

Medialität und Mentalität Theoretische und empirische Studien zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität und Kognition

hg. von Ludwig Jäger und Erika Linz
München: Fink 2004



Trotz der in den letzten Jahrzehnten erfolgten Aufwertung medien-theoretischer Fragestellungen ist das Problem der Medialität mit Blick auf den Bereich der Kognition noch kaum systematisch untersucht worden. Sowohl im kulturwissenschaftlichen als auch im kognitionswissenschaftlichen Diskurs scheint die Tendenz vor-

zuherrschen, den Bereich des Medialen vor den Grenzen eines ›mental Innenraumes‹ enden zu lassen und allein in der Exteriorität symbolischer Performanzen zu verorten. Angesichts dieser Beobachtung widmet sich der Band aus theoretischer und empirischer Sicht der Frage nach möglichen Wechselwirkungen und Abhängigkeiten zwischen Medialität und Mentalität. Wie lässt sich

das Verhältnis von Medialität und Mentalität – verstanden als Gesamtheit aller mentalen Strukturen und Prozesse – fassen, wenn kognitive Gehalte nicht als prozessierungsneutrale mentale Repräsentationen modelliert werden und Medialität nicht auf Sekundärfunktionen der Übertragung und Vermittlung reduziert wird? Inwieweit sind mentale Systeme in ihrer Genese und Aufrechterhaltung auf mediale Handlungen verwiesen und durch sie geprägt? Ist Medialität eine Voraussetzung von Mentalität?

Diesen Fragen gehen die Beiträge des Bandes aus so unterschiedlichen disziplinären Perspektiven wie der Philosophie, der Psychologie, der Neuropsychologie und -linguistik, der Medien- und der Sprachwissenschaft nach. Im Mittelpunkt des ersten Teils steht die Diskussion der Funktionsstelle, die medialen Kommunikationsprozessen und speziell dem Medium Sprache bei der Ausbildung höherer Kognitions- und Bewusstseinssebenen zufällt. Der zweite Teil stellt empirische Studien zu der Frage vor, inwieweit sich unterschiedliche Medialitätsformen von Sprache auf die kognitive Wissensstrukturierung auswirken und auch vermeintlich nicht-sprachliche Bereiche wie Raum- und Zahlenverarbeitung beeinflussen. Die Beiträge im dritten Teil schließlich versuchen nach der Kritik an der dichotomisierenden Orality-Literality-Debatte einen differenzierteren Blick auf die Auswirkungen medialer Technologien und kommunikativer Praktiken für kognitive und kulturelle Wissensordnungen zu werfen.

Spuren Lektüren. Praktiken des Symbolischen

Festschrift für Ludwig Jäger zum
60. Geburtstag

hg. von Gisela Fehrmann, Erika Linz
und Cornelia Epping-Jäger
München: Fink 2005

Die ›Spur‹ ist in so unterschiedlichen disziplinären Kontexten wie der Gedächtnisforschung, der Zeichenphilosophie oder der Medientheorie zu einem wesentlichen Element des theoretischen Beschreibungsinventars geworden. Dabei fällt auf, dass die Reflexion über ›Spur‹ insbesondere dann einsetzt, wenn das repräsentationale Modell der einfachen Übermittlung und Speicherung von (sprachlichem, sozialem, kulturellem, rituellem, nationalem etc.) Sinn in Frage gestellt wird

und das Problem der Fixierbarkeit und identischen Wiederholbarkeit von Informationen und Ereignissen in den Vordergrund rückt. Die theoretische Produktivität des Begriffs scheint aus der Eigentümlichkeit der Spur zu resultieren, eine Beziehung zwischen Absenz und Präsenz zu stiften, die gerade nicht auf dem Prinzip der Repräsentation beruht. Spuren sind Hinterlassenschaften, keine Abbildungen von Ereignissen. Ihre Anwesenheit zeugt von Abwesenheit. Die Funktion der Spur liegt nicht im Bewahren, sondern im Verweis auf Nicht-Gegenwärtiges. Verweis wird sie aber erst dadurch, dass sie als Spur gelesen wird. Erst die Lektüre der Spur schafft jenes Konstrukt, das im Nachhinein als Verursacher der Spur gedeutet wird. Insofern sind Spuren sowohl materielle Aufforderungen zu als auch Ergebnis von transkriptiven Lektüreprozessen.



Der Band *Spuren Lektüren*, zugleich Festschrift für Ludwig Jäger aus Anlass seines sechzigsten Geburtstages, entfaltet den Begriff der Spur in transdisziplinären Lektüren, die seine Produktivität für Bibel-, Film-, Kunst-, Geschichts-, Literatur- und Sprachwissenschaft ebenso wie für Informatik und Neurowissenschaften unter Beweis stellen.

Mit Beiträgen von Friedrich Balke, Mareike Buss, Cornelia Epping-Jäger, Gisela Fehrmann, Johan-

nes Floß, Jürgen Fohrmann, Frank-Rutger Hausmann, Rembert Hüser, Matthias Jarke, Sybille Krämer, Erika Linz, Gerhard Neumann, Erhard Schüttpelz, Christian Stetter, Wilhelm Voßkamp, Brigitte Weingart, Horst Wenzel, Michael Wetzel und Raimar Zons.

Popularisierung und Popularität

hg. von Gereon Blaseio, Hedwig Pompe und Jens Ruchatz

Mediologie Bd. 13



Köln: DuMont Literatur und Kunst Verlag 2005

Die Beiträge des Bandes verfolgen aus unterschiedlichen Blickwinkeln die Fragen, was unter Popularisierung und Popularität verstanden werden kann und wie Strategien erfolgreicher

Adressierung des Allgemeinen sich von der Frühen Neuzeit bis in die Gegenwart darstellen. Da-

bei setzen sich alle Texte mit der konstitutiven Rolle von Medien der Massenkommunikation auseinander, die unter historisch variierenden Bedingungen als Leitmedien politischer und wirtschaftlicher Operationen zum Einsatz kommen. Das Spektrum der Analysen reicht vom Buchdruck über die Inszenierungspraktiken monarchischer Selbstdarstellung bis zu wissenschaftlichen und populären Diskursverhältnissen, von frühen bis zu zeitgenössischen massenmedialen Ensembles, die von Zeitung, Radio, Fernsehen und Film geprägt sind. In deren ökonomischen Reichweiten reproduziert sich das Populäre heute im Spannungsfeld nationaler und globaler Technisierung und im Wettbewerb um Markterfolge, der das ehemals politisch kodierte Projekt der Popularisierung längst eingeholt hat.

Beitragende: Gereon Blaseio, Manuel Braun, Günter Butzer, Holger Dainat, Rekha Kamath Rajan, Matthias Krings, Jürgen Link, Katrin Oltmann, Nicolas Pethes, Hedwig Pompe, Jens Ruchatz, Urs Stäheli, Alexander Stock, Jörg Traeger, Johannes Ullmaier, Guido Zurstiege.

Komposition und Musikwissenschaft im Dialog V (2001-2004)

hg. von Imke Misch und Christoph von Blumröder

Münster: LIT-Verlag 2005

Dass der Veranstaltungszyklus *Komposition und Musikwissenschaft im Dialog* des Kölner Musikwissenschaftlichen Instituts innerhalb der letzten Jahre zu einem wichtigen Diskussionsforum aktueller kompositorischer Tendenzen avancierte, verdankt sich nicht zuletzt dem einleuchtenden Konzept, die akademische Lehre durch unmittelbare Begegnungen mit Komponisten der zeitgenössischen Musik zu bereichern sowie einen daran an-

schließenden kulturwissenschaftlichen Reflexionsprozess auszulösen, der sich im Sinne detaillierter Grundlagenforschung intensiv der Musik der Gegenwart widmet. Der nunmehr fünfte Dokumentationsband des Zyklus (*Signale aus Köln. Beiträge zur Musik der Zeit*, Band 11) vereint insgesamt elf, überwiegend im Verbund mit dem Kulturwissenschaftlichen Forschungskolleg *Medien und kulturelle Kommunikation* veranstaltete Vorträge der Jahre 2001 bis 2004, deren gedanklich verbindende Hauptperspektive die Beschäftigung mit den kompositorischen Möglichkeiten und technologischen Innovationen im Medium der elektroakustischen Musik bildet. So eröffnet sich bei der Lektüre ein musikhistorisches Spektrum von Henri Pousseur und Bernard Parmegiani – den Pionieren der Anfangsperiode, die beide entscheidenden Einfluss auf die Entwicklung der elektroakustischen Komposition seit 1950 ausübten – bis hin zu jüngst hervorgetretenen Protagonisten wie Denis Smalley, Daniel Teruggi, Hans Tutschku und

Ludger Brümmer, die jeweils aus ihrer Perspektive die veränderten Bedingungen des Komponierens vor dem Hintergrund der völlig neuartigen technischen Möglichkeiten bedenken. Darüber hinaus gewähren repräsentative Komponisten vornehmlich instrumentaler Musik wie beispielsweise Klaus Huber, Jean-Claude Eloy und Wolfgang Rihm para-

digmatische Einblicke sowohl in ihr musikalisches Schaffen als auch in die begleitende theoretisch-ästhetische Reflexion und befördern so gleichermaßen die Erkenntnis zentraler analytischer Fakten sowie musikgeschichtlicher Zusammenhänge.

Tobias Hünermann

Sichtbares und Sagbares Text-Bild-Verhältnisse

hg. v. Wilhelm Voßkamp und Brigitte Weingart

Mediologie Bd. 14

Herbst 2005 im DuMont Literatur und Kunst Verlag

Die Beiträge des Bandes setzen bei der Beobachtung an, dass die visuelle Kultur der Gegenwart mit der Diagnose eines *pictorial turn* nur unzureichend beschrieben ist. Vielmehr werden die jeweils herrschenden Ordnungen des Sichtbaren, deren andere Seite die Produktion von *Unsichtbarkeit* darstellt, durch spezifische Verhältnisse von Texten und Bildern geregelt, die wiederum teilweise lange Traditionen haben. Texte sagen uns, was auf Bildern (nicht) zu sehen ist, während die Bilder wiederum die sie begleitenden Texte autorisieren – das ist nur eines der gängigsten und nachhaltigsten Muster dieser bimedialen Interaktion. Doch gerade weil dieses Muster so stabil ist, dass es in unterschiedlichsten Kontexten wirksam und mit den jeweils neuen Medien aktualisiert wird, provoziert es zur Gegenstrategie, zum Spiel, zur Entnaturalisierung, zur Repräsentation dessen, was es ausschließt. In diesem beweglichen und komplexen Feld greift dann nicht nur die Rede von der Bilderflut zu kurz, sondern auch die Dichotomie Text *versus* Bild.

Die Beiträge des Bands gehen der These nach, dass sich kein Bild als Bild konstituieren kann

ohne Textbezug und umgekehrt kein Text ohne Bildbezug (und sei es negativ, über den Ausschluss). Nicht nur innerhalb der traditionellen Text-Bild-Genres (Emblematik, Werbung, Pressefotografie, Comic, etc.), sondern auch dann, wenn man es vermeintlich mit ›bloßen‹ Bildern oder Texten zu tun hat,



erweisen sich monomediale Annahmen über die Bildlichkeit des Bildes oder die Schriftlichkeit der Schrift als letztlich unhaltbare Essentialisierungen. Im Sinne der Feststellung W.J.T. Mitchells »all media are mixed media« wird davon ausgegangen, dass mediale Reinheitsgebote ihrerseits als diskursive Effekte aufzufassen sind – und damit nicht zuletzt als das Ergebnis von Prozeduren der Macht, von Inklusion und Exklusion.

Diese Verfahren bimedialer Bedeutungsproduktion werden in dem Band systematisch analysiert und dabei gleichzeitig deren historische Dimension berücksichtigt. Einzelne Beiträge beschäftigen sich mit den Bildtheorien der Renaissance, mit den Diskursen der Einbildungskraft im 18. Jahrhundert, mit der »Entwicklung« der Fotografie, mit Atmosphären im Surrealismus und mit Text-Bild-Strategien im Pop.

Beitragende: Ilka Becker, Matthias Bickenbach, Björn Bohnenkamp, Axel Fliethmann, Mladen Gladic, Leander Scholz, Wilhelm Voßkamp, Brigitte Weingart

Gesichter des Films

Joanna Barck, Petra Löffler u.a.

Herbst 2005 im Transcript Verlag

Hat der Film das Gesicht neu erfunden? Zumindest hat er das menschliche Antlitz immer wieder neu zu sehen gelehrt. Es gibt spezifische Facies, die uns nur im Film begegnen, und dies bereits

seit seinen Anfängen. Doch was ist das Besondere an den *Gesichtern des Films*?

Close-up und Detailaufnahme zeigen Ausschnitte von Gesichtern auf eine in der abendländischen Ikonographie nie dagewesenen Weise. Auge, Ohr, Hinterkopf oder auch Narbe und Maske sind in diesem Sinne genuine kinematographische Phänomene, durch die das Medium seine Potentiale in besonderer Weise reflektiert: Nicht nur hat das Gesicht im Film eine eigene Geschichte, es ist auch der Spiegel, in dem die Geschichte des

Films einen Brennpunkt findet. Die Beiträge des Bandes gehen deshalb von den Phänomenen selbst aus, um die schillernden wie die abgründigen Seiten der *Gesichter des Films* zu rekonstruieren. Sie nähern sich der monströsen Facies wie der normativen, den Gesichtern zwischen Stillstand und Bewegung oder an der Grenze des Sichtbaren entlang des Alphabets, angefangen von A wie Auge bis Z wie Zensur.

BISHER ERSCHIENEN

Schriftenreihe *Mediologie* im DuMont Literatur und Kunst Verlag

Band 1. Schnittstelle. Medien und Kulturwissenschaften, hg. v. Georg Stanitzek und Wilhelm Voßkamp, 2001.

Band 2. Die Adresse des Mediums, hg. v. Stefan Andriopoulos, Gabriele Schabacher und Eckhard Schumacher, 2001.

Band 3. Medien der Präsenz. Museum, Bildung und Wissenschaft im 19. Jahrhundert, hg. v. Jürgen Fohrmann, Andrea Schütte und Wilhelm Voßkamp, 2001.

Band 4. Archivprozesse. Die Kommunikation der Aufbewahrung, hg. v. Hedwig Pompe und Leander Scholz, 2002.

Band 5. Korrespondenzen. Visuelle Kultur zwischen Früher Neuzeit und Gegenwart, hg. v. Matthias Bickenbach und Axel Fliethmann, 2002.

Band 6. Medien in Medien, hg. von Claudia Liebrand und Irmela Schneider, 2002.

Band 7. Manus loquens. Medium der Geste – Gesten der Medien, hg. v. Matthias Bickenbach, Annina Klappert und Hedwig Pompe, 2003.

Band 8. Claudia Liebrand: Gender-Topographien. Kulturwissenschaftliche Lektüren von Hollywoodfilmen der Jahrhundertwende, 2003.

Band 9. Medien/Stimmen, hg. v. Cornelia Epping-Jäger und Erika Linz, 2003.

Band 10. Das Gesicht ist eine starke Organisation, hg. v. Petra Löffler und Leander Scholz, 2004.

Band 11. Originalkopie. Praktiken des Sekundären, hg. v. Gisela Fehrmann, Erika Linz, Eckhard Schumacher und Brigitte Weingart, 2004.

Band 12. Freund Feind & Verrat, hg. v. Cornelia Epping-Jäger, Torsten Hahn und Erhard Schüttpelz, 2004.

Band 13. Popularisierung und Popularität, hg. v. Gereon Blaseio, Hedwig Pompe und Jens Ruchatz, 2005.

Weitere kollegübergreifende Publikationen

Transkribieren (Medien/Lektüre), hg. v. Ludwig Jäger und Georg Stanitzek, München: Fink 2001.

Signale der Störung, hg. v. Albert Kümmel und Erhard Schüttpelz, München: Fink 2003.

Die Kommunikation der Medien, hg. v. Jürgen Fohrmann und Erhard Schüttpelz, Tübingen: Niemeyer 2004.

Einführung in die Geschichte der Medien, hg. v. Albert Kümmel, Leander Scholz und Eckhard Schumacher, München: UTB (Fink) 2004.

Spuren Lektüren. Praktiken des Symbolischen, Festschrift für Ludwig Jäger zum 60. Geburtstag, hg. von Gisela Fehrmann, Erika Linz und Cornelia Epping-Jäger, München: Fink Verlag 2005.

Publikationen der Teilprojekte

1929. Schnittpunkte der Medialität, hg. v. Stefan Andriopoulos und Bernhard Dotzler, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2001.

Arbeit an Kommunikation, hg. v. Jürgen Fohrmann, Wien: Böhlau 2004.

Digitale Welten. Schriftenreihe Neue Medien und Psychologie, hg. v. Gary Bente, Göttingen: Hogrefe 2002.

Gerade Eben Jetzt. Schreibweisen der Gegenwart, von Eckhard Schumacher, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2003.

Das Gesicht im Film – Sekundäre Inszenierungen, hg. v. Joanna Barck und Wolfgang Beilenhoff, Marburg: Schüren 2004 (= montage/av. Zeitschrift für Theorie & Geschichte audiovisueller Kommunikation).

Hollywood Hybrid. Genre und Gender im zeitgenössischen Mainstream-Film, hg. v. Claudia Liebrand und Ines Steiner, Marburg: Schüren 2003.

Image de son / Klangbilder. Technique de mon écoute / Technik meines Hörens, von François Bayle, hg. v. Imke Misch und Christoph von Blumröder, zweisprachige Edition mit CD-ROM, Münster u.a.: LIT-Verlag 2003.

Medienkultur der 50er Jahre. Diskursgeschichte der Medien nach 1945, Bd. 1, hg. v. Irmela Schneider, Peter M. Spangenberg, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2002.

Medienkultur der 60er Jahre: global/lokal. Diskursgeschichte der Medien nach 1945, Bd. 2, hg. v. Irmela Schneider, Torsten Hahn und Christina Bartz, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2003.

Medienkultur der 70er Jahre: Information/Kommunikation. Diskursgeschichte der Medien nach 1945, Bd. 3, hg. v. Irmela Schneider, Christina Bartz und Isabell Otto, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2003.

Die Medialität der gesprochenen Sprache, hg. v. Ludwig Jäger und Luise Springer, München: Fink 2000 (= Sprache und Literatur Nr. 85, Jg. 31).

Medialität und Mentalität. Theoretische und empirische Studien zum Verhältnis von Sprache, Subjektivität und Kognition, hg. v. Ludwig Jäger und Erika Linz, München: Fink 2004.

Medientheorie 1888-1933. Texte und Kommentare, hg. v. Albert Kümmel und Petra Löffler, Frankfurt/M.: Suhrkamp 2002.

Evidenzverfahren, Politiken der Sichtbarkeit, Beobachter-Instituierung

Die Projektbereiche des Forschungskollegs

von
Friedrich Balke

Projektbereich A: Mediale Differenz. Evidenzverfahren

Im zweiten Antragszeitraum (2002-2004) war die ursprünglich gewählte thematische Fokussierung des A-Bereichs auf Probleme der *medialen Differenz* durch das Konzept der *Transkriptivität/Transkriptionen* näher bestimmt worden. Transkriptionen wurden dabei als Verfahren inter- und intramedialer Bezugnahme aufgefasst, die in literalen und telematischen Mediengesellschaften als eine basale Strategie für die Prozessierung kulturellen Sinns fungieren. Mediale Differenz wurde deshalb über die in der ersten Antragsphase gestellten Fragen zu Problemfeldern wie Medienwechsel, Medienwandel, Medienkonkurrenz bzw. der Kopräsenz von Einzelmedien hinaus insbesondere unter der Perspektive der *bedeutungsgenerierenden* Effekte betrachtet, die sich der wechselseitigen Bezugnahmen differenter Medien aufeinander sowie der rekursiven Rückwendung eines Mediums auf sich selbst verdanken.

Versucht man nun, das Problemfeld infra- und intermedialer transkriptiver Verfahren in den theoretischen Horizont über *Sichtbarmachung*, *Evidenz* und *Agency/Instituierung* einzustellen, so lässt sich zunächst feststellen, dass am *Verfahrensbegriff* festgehalten wird, weil in ihm die Grundentscheidung des Forschungskollegs zum Ausdruck kommt, sich einer Theorie des Medialen *operativ* und nicht durch essentialistische Theorieprogramme zu nähern. Der entscheidend neue Gesichtspunkt besteht darin, dass transkriptive Verfahren als mediale Prozessierungsformen verstanden werden, in denen *Sichtbarmachungs-* und *Veranschaulichungseffekte* im Hinblick auf die Frage fokussiert werden, was sie zur Evidenzbildung kultureller Semantiken beitragen. Transkriptive Verfahren werden also als *Evidenzverfahren* insofern aufgefasst, als sie die Veranschaulichungspotentiale operational zur Geltung bringen, die sich aus der Wechselbeziehung differenter und miteinander verschalteter Medien ergeben, um sie für die Erzeugung der Evidenz des jeweils medialisierten Sinnes fruchtbar zu machen.

Sichtbarkeit (in einem nicht auf Visualität eingeschränkten Sinne) tritt nämlich in transkriptiven Evidenzverfahren an *zwei* strukturell zu unterscheidenden Momenten und in zwei unterschiedbaren Modi auf: als Sichtbarkeit des *Mediums* und

als Sichtbarkeit des *Mediatisierten*. Die *Unsichtbarkeit* (Transparenz) des Zeichen/Mediums und damit die Unsichtbarkeit der Inszenierungsbedingungen medialer Prozesse ist in der Regel die Voraussetzung dafür, dass das Mediatisierte (der kommunizierte Sinn bzw. die kommunizierte Bedeutung) in quasi-ontologischer Unmittelbarkeit und Evidenz erscheinen kann, während das

Teilprojekte:

- A1 Medialität und Sprachzeichen III: Semiologische Agency (Prof. Dr. Ludwig Jäger)
- A2 Mittelalter und Frühe Neuzeit als »Kultur der Sichtbarkeit«? Volkssprachige Bilderzyklen in Handschrift und Druck (Prof. Dr. Ursula Peters / Prof. Dr. Georg Satzinger / Prof. Dr. Hans-Joachim Ziegeler)
- A6 *Divina Commedia*. Text – Bild – Kommentar (Prof. Dr. Andreas Kablitz / Prof. Dr. Klaus Krüger)
- A7 Elektronische Musiktransformationen seit 1950 (Prof. Dr. Christoph von Blumröder)
- A8 Von der Intermedialität zur Inframedialität: Für eine mediale Intentionalität (Prof. Dr. Michael Wetzel)

Sichtbarwerden des Mediums, d.h. die Irritation der habitualisierten Gebrauchskontexte und Rahmungen, eine heraufziehende Krise des ontologischen Scheins der mediatisierten Objekte und damit eine Krise *ihrer* Evidenz indizieren, aber auch umgekehrt zur erhöhten Beglaubigung des Mediatisierten beitragen kann.¹

Mit der Prozeduralisierung des Evidenzbegriffs, die mit »Evidenzverfahren« als spezifizierender Leitkategorie des *Projektbereichs A* anvisiert ist, verfolgt das Forschungskolleg die folgenden Ziele:

- a. Auf einer ersten Ebene sollen Verfahren der Erzeugung oder *Herstellung* von Evidenz analysiert werden, die man, wie in der begriffsgeschichtlich verfolgten Ausfaltung von Evidenz seit ihrer Thematisierung im Kontext der antiken Rhetorik üblich, von der *Darstellung* der Evidenz oder dem Evidenzeffekt selbst unterscheiden kann. Für die Evidenz als offenkundige, au-

genschleinliche Präsenz ist aus dieser Perspektive ein Moment des *kommunikativen Stillstands* charakteristisch.² Evidenz stellt sich ein, wenn etwas nicht mehr sinnvoll bezweifelbar erscheint. Die Techniken, mit denen die Evidenz einer unbezweifelbaren Anschaulichkeit erzeugt wird, funktionieren nur dann, wenn sie als spezifische Kunstgriffe des Vor-Augen-Stellens im Effekt verschwinden und damit als solche *unsichtbar* bleiben.

b. Bereits in den frühesten Thematisierungen, etwa bei Aristoteles, wird die Stärke der Evidenz darin gesehen, dass sie Unwahrscheinliches oder für unmöglich Gehaltenes glaubhaft vor Augen stellt. Die Evidenzverfahren umfassen also Verfahren der Wissensgenerierung und Praktikenverschiebung, indem sie z.B. »Ähnliches auch in weit auseinanderliegenden Dingen erkennen« lassen.³

c. »Evidenzverfahren« betont nicht nur die Herstelltheit und Veränderbarkeit dessen, was sich als im Augenblick unbezweifelbar aufdrängt. Wenn man den Verfahrens begriff einseitig von seiner rhetorischen Seite her beleuchtet, erscheint die Evidenz als Telos der Kunstgriffe, die der Rhetoriker anwendet und die im Effekt verschwinden. Die Wirksamkeit der Verfahren hinge dann entscheidend davon ab, dass sie ›back-stage‹ bleiben und nicht ihrerseits – oder allenfalls für einen externen Beobachter – in den Fokus der Aufmerksamkeit treten. Die Projekte des Forschungskollegs verstehen das Verhältnis von Verfahren und Evidenz jedoch nicht oder jedenfalls: nicht ausschließlich im Rahmen der *Unterscheidung von Latenz und Manifestation*. Evidenz ist nicht nur das Resultat eines abgeschlossenen Prozesses, der im Erleben einer augenblicklich unbezweifelbaren Wahrheit kulminiert. Die Evidenz kann auch das Verfahren als solches ›besetzen‹, unabhängig davon, zu welchen Resultaten ein solches Verfahren führt. Keines seiner Ergebnisse – man denke an Gerichtsverfahren oder Verfahren der politischen Willensbildung – muss dem einzelnen Individuum einleuchten; wenn es sie dennoch akzeptiert, so aufgrund der spezifischen *Adressierungsleistung*, die das Verfahren erbringt, und zwar auch für diejenigen, die nicht als Teilnehmer, sondern bloß in der Rolle des Zuschauers oder Beobachters in das Geschehen involviert sind.

Projektbereich B: Kommunikationskulturen. Politiken der Sichtbarkeit

Michel Foucault zufolge geht es der modernen Macht, die nicht länger ihr Bild in einem zweiten Körper des Königs findet, »immer um den Körper – um den Körper und seine Kräfte, um deren Nützlichkeit und Gelehrigkeit, um deren Anordnung und Unterwerfung«.⁴ Foucault spricht in diesem Zusammenhang auch von einer »Mikrophysik der Macht«⁵, die der Tatsache Rechnung tragen soll, dass die moderne Macht nicht länger wesentlich in Kategorien des Eigentums und der Aneignung analysiert werden kann, weil sie ihre Wirkungen durch Dispositive, Manöver, Techni-

ken und Funktionsweisen, also durch den Einsatz einer komplexen *medialen Apparatur* erzielt, die politische Herrschaft nicht so sehr über *Unterwerfungs-* als vielmehr über *Adressierungsprozesse* auszuüben gestattet.

Mit der Problematik der *Politiken der Sichtbarkeit* schließt das Forschungskolleg daher in systematischer Hinsicht an die in der zweiten Förderphase entfalteten Paradoxien der medialen Adressierung unter den Bedingungen der moder-

Teilprojekte:

- B1** Handlungsfähigkeit in digitalen sozialen Netzwerken durch Sichtbarmachung von multidimensionalen Störungsmustern (Prof. Dr. Matthias Jarke / Dr. Ralf Klamma)
- B3** Nonverbale Kommunikationspolitiken in der Individual- und Massenkommunikation: Ein Kulturvergleich in Deutschland, den Vereinigten Arabischen Emiraten und den USA (Prof. Dr. Gary Bente / Dr. Nicole Krämer)
- B6** Gesichterpolitiken: Das Gesicht in Film und Fernsehen II (Prof. Dr. Wolfgang Beilenhoff)
- B7** Mediale Latenz und politische Form (Prof. Dr. Lutz Ellrich)
- B8** Koloniale Repräsentation auf Bildpostkarten in Deutschland (1870-1930) (Prof. Dr. Norbert Finzsch / Prof. Dr. Margit Szöllösi-Janze)

nen Gesellschaft an, also an die Frage, wie kommunikativer Erfolg unter Bedingungen maximaler Wissens- und Adressendiversifikation unter den gegenwärtigen medialen Rahmenbedingungen überhaupt (noch) möglich ist.⁶ In dem Maße, in dem die Kommunikations-Medien sich dauerhaft auf eine hohe »Fluktuation von Kollektivbindungen«⁷ einzustellen haben und die normative Integration der Gesellschaft durch ›anomische‹ Tendenzen unterlaufen werden, die aus ihrer eigenen Reproduktion hervorgehen, wird die dann noch mögliche und nötige Massenkommunikation keinen Anhalt mehr in präformierten, stabilen sozialen Adressen finden. Der im Forschungskolleg verwendete Adressierungsbegriff meint daher keineswegs bloß die faktische, empirische Adressabilität bzw. Erreichbarkeit, sondern zielt vor allem auf die *Modi der medialen Adressenkonstruktion* sowie auf die *medialen Taktiken der Umadressierung*, also der Erzeugung und Transformation von Subjekt- oder Äußerungspositionen.

Ihre spezifische Wirksamkeit entfalten (Mikro-) Politiken der Sichtbarkeit in einem Bereich *zwischen* den »großen Funktionseinheiten [Staaten, Bürokratien] und den Körpern mit ihrer Materialität und ihren Kräften«⁸. Politik wird im Projektbereich B also nicht als organisierte, im Staat verkörperte Handlungsmacht begriffen, sondern als kommunikative Technik der individuellen Aufmerksamkeitssteuerung und Verhaltenskontrolle (durch mediale Adressierung) und damit als eine wesentlich informelle Dimension, die etwa

wirkungsmächtige Unterscheidungen des neuzeitlichen öffentlichen Rechts wie die von Regierenden und Regierten unterläuft. Die im B-Bereich angesiedelten Projekte sind zum einen an der Beschreibung und Entzifferung bestimmter kultureller *Markierungen* interessiert, durch die sich eine politische Ordnung mit ihren Brüchen und Friktionen reproduziert; andererseits beschränken sie sich nicht allein auf die Rekonstruktion mikropolitischer Repräsentationssysteme, sondern loten Möglichkeiten des transformierenden Eingriffs in solche Systeme aus. Wenn es stimmt, dass es Wissen keineswegs nur dort gibt, wo die Machtverhältnisse suspendiert sind, und dass das Wissen sich niemals außerhalb der Befehle, Anforderungen und Interessen der Macht entwickeln kann, wird ein Analysetyp um so wichtiger, der sich mit den zahlreichen Konfrontationspunkten, Bruchlinien und Unruheherden beschäftigt, die die Macht/Wissen-Komplexe bestimmen. Die Projekte beschränken sich daher nicht darauf, auf der Ebene der Individuen, der Körper, ihrer Verhaltensweisen und Gesten die allgemeine Form eines Gesetzes oder der politischen Herrschaft wiederzufinden. Eher geht es darum, epistemische und ästhetische Politiken zu beobachten, die ›Störungen‹ innerhalb neuer medial generierter Macht/Wissen-Komplexe sichtbar zu machen erlauben; die Aspekte individuellen Verhaltens *durch systematische Variation* bestimmter kultureller Einschreibungen experimentell so zu modellieren versprechen, dass Kommunikationskonflikte und deren politische Auswirkungen bearbeitbar werden.

Projektbereich C: Mediendiskurse. Beobachter-Instituierung

Dem C-Bereich liegt insgesamt die These zugrunde, dass alle Medien in bestimmten diskursiven Räumen operieren, die ihre kulturellen Formen und Funktionen festlegen. Wie Rosalind Krauss am Beispiel der Fotografie gezeigt hat, kann man die Geschichte dieses Mediums auf eine Weise ›beobachten‹ und erzählen, dass es als ein legitimes Kind westlicher piktorialer Traditionen erscheint, um auf diese Weise sicherzustellen, dass die Kategorien des ästhetischen Diskurses auf ein völlig neues visuelles Archiv anwendbar werden.⁹ Es ist also keineswegs so, dass Medien stets von sich aus ein – angemessenes oder wirksames – Wissen über das erzeugen, was sie sind und können. Im Regelfall sind Mediendiskurse – trotz der Suggestion ihres Titels – nicht durch eine quasi-intime Beziehung zu ihrem Gegenstand gekennzeichnet. Sie unterziehen ihn vielmehr einer systematischen *Problematierung*, die Fragen an ihn heranträgt, die ihm durchaus äußerlich sind, aber über die Kraft verfügen, das kulturelle Feld zu modifizieren, in das er eingebettet ist, und seine dispositive Struktur – den soziokulturellen Normalfall seiner Nutzung – festlegen. Mediendiskurse sind also in diesem Sinne nicht bloße Reflexionstheorien, insofern sich die Medien keineswegs einfach in ihnen ›spiegeln‹. Sie werden vielmehr in ihrer konkreten Operations-

weise von ihnen *mitkonstituiert*. Der Gegenstand der Diskurspraktiken ist sich selbst nicht präexistent, Diskurse bilden die Dinge, indem sie über sie sprechen. Problematierungen ergeben sich also keineswegs zwangsläufig aus der bloßen Existenz bestimmter Erscheinungen und Prozesse: Sie setzen eine *Diagnose der Störung* voraus, sie nehmen *Evidenz* für die Beobachtung in Anspruch, dass etwas nicht so läuft, wie man es erwartet, dass also Änderungs- oder Handlungsbedarf besteht, der nur zu befriedigen ist, wenn die im Netzwerk der konstituierten Handlungsmacht bislang vorgesehenen Beobachterpositionen systematisch um ›legitime‹ *Beobachter* erweitert werden.

Die Konstruktion von Diskursen der Problematierung verweist daher nicht nur auf einen bestimmten ›Willen zum Wissen‹, sondern auf bestimmte Optionen oder Strategien der *Regulierung*, die dieses Wissen ›begründen‹ soll. Diskurspraktiken sind nicht nur durch die Abgrenzung eines bestimmten Objektbereichs und die Festlegung von Normen für die Entwicklung von Begriffen und Theorien gekennzeichnet, sondern vor allem auch durch die Definition einer für das Erkenntnis- oder Beobachtersubjekt *legitimen Perspektive*, die in ihrer spezifischen Ausprägung durch eine bestimmte *Sorge* im Hinblick auf die Existenz oder Wirkungsweise bestimmter, als *pathologisch* gewerteter Erscheinungen oder Verhaltensweisen geprägt ist. Mediendiskurse sind also keine freischwebenden ›Selbstbeschreibungen‹ der Medien, sondern zunächst einmal – ihrer Genese und ihrem institutionellen Ort entsprechend – das Ergebnis von *Sondierungen*, die neues Wissen (möglicherweise mit Techniken der Datenerhebung kombiniert) über ihren Gegenstand erzeugen (oder ein im Umgang mit älteren Medien entwickeltes Wissen für neue medienkulturelle Konfigurationen respezifizieren), um ihn auf diese Weise in bestimmte Regulierungsap-

Teilprojekte:

- C4 Lokale Medienpraxen und -diskurse III: Nigerianische Videofilmproduktion und Agency (Prof. Dr. Heike Behrend)
- C5 Sondierungen der Mediennutzung (Prof. Dr. Irmela Schneider)
- C9 Die Disziplinierung des Bildes: Imagination und politische Ordnung (Dr. Friedrich Balke)
- C10 Künstlerische Interaktivität in hybriden Netzwerken (Prof. Dr. Uwe Seifert / Prof. Anthony Moore)

parate zu integrieren. Diskurspraktiken »sind keine bloßen Formen der Herstellung von Diskursen. Sie nehmen Gestalt an in technischen Komplexen, in Verhaltensmustern, in Vermittlungs- und Verbreitungsformen, in pädagogischen Formen, die sie aufzwingen und aufrechterhalten«¹⁰. Mediendiskurse sind daher integraler

Bestandteil eines über die technischen Apparate weit hinausreichenden Netzwerkes, in dem die spezifische *mediale agency* erzeugt wird, die man – insbesondere in Phasen spektakulärer Medienumbrüche – allzu vorschnell aus der technischen Infrastruktur einer neuen medienkulturellen Konstellation ableitet. Die Diskurspraktiken verdanken ihre Evidenz nicht so sehr der Qualität ihres Wissens – häufig liegen sie quer zu einzelnen Fachgebieten und Wissenschaften – als vielmehr ihrer Fähigkeit zur *Problematisierung* von Gegenständen sowie der *Instituierung* von neuen Äußerungsmodalitäten und den mit ihnen verbundenen Beobachter- oder Subjektpositionen.

Diskurspraktiken, wie sie im Projektbereich C untersucht werden, sind also keine supplementären semantischen Operationen, die zu dem, was Medien ›von sich aus‹ sind, hinzukommen und daher im Prinzip auch fehlen könnten. Die technische Infrastruktur medienkultureller Konstellationen setzt zweifellos den Einsatz (und das Wissen) von Ingenieuren voraus, die jedoch nur einen kleinen, wenn auch unverzichtbaren Teil der Netzwerkaktivität planen und kontrollieren können. Die Mediendiskursivität reicht viel weiter als das in Medien investierte technische Wissen. Netzwerke als Ganze werden nicht entworfen und lassen sich auch nicht überschauen, sie entwerfen sich selbst, was nur eine andere Umschreibung für die Mitwirkung einer *Vielzahl von Beobachtern* am Zustandekommen und an der Aufrechterhaltung, der Weiterentwicklung und daher auch der Störung von medienkulturellen Netzwerken ist. Wir sprechen daher im Projektbereich C ganz bewusst von *Beobachter-Instituierung* und nicht von der *Instituierung des Beobachters*. Wir tun dies deshalb, um deutlich zu machen, dass der Charakter der analysierten Mediendiskursivität darin besteht, die überhaupt möglichen Beobachtungen danach zu unterscheiden, ob von ihnen dauerhafte strukturelle Wirkungen auf die weitere Netzwerkaktivität ausgehen oder ob es sich lediglich um spurlos vergehende, ihrerseits also nicht weiter vernetzte und in diesem Sinne: *isolierte* Beobachtungen handelt. Die Analyse der Beobachter-Instituierungen dringt also zu jenen Praktiken vor, die einen spezifischen *Willen zum Wissen* (Nietzsche/Foucault) erzeugen und legt auf diese Weise den unvermeidlichen Konflikt zwischen den verschiedenen Orten oder Zentren der Beobachtung und Wissensgewinnung sowie der mit ihnen verbundenen politischen Strategien offen. Von einer *Instituierung* – im Unterschied zur *Institutionalisierung* – sprechen wir, weil die Teilprojekte des C-Bereichs Untersuchungen zu den Entstehungsherden und Transformationsprozessen bestimmter Beobachterverhältnisse vornehmen, also sich gerade für jene historischen Zeiträume und Umbruchsituationen interessieren, in denen innerhalb eines vermeintlich konsolidierten Netzwerkes medienkulturelle *Verschiebungen* stattfinden, die an die Durchsetzung neuer Problematisierungsweisen existierender Praktiken gebunden sind.

- ¹ Vgl. hierzu Ludwig Jäger: Störung und Transparenz. Skizze zur performativen Logik des Medialen, in: Sybille Krämer (Hg.): Performativität und Medialität, München 2004, S. 35-74.
- ² Vgl. dazu die Beiträge in dem von Jürgen Fohrmann, Andrea Schütte und Wilhelm Voßkamp herausgegebenen Band *Medien der Präsenz*, Köln 2001.
- ³ Aristoteles: Rhetorik, 1412a.
- ⁴ Michel Foucault: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt/M. 1981, S. 36.
- ⁵ Ebd., S. 38.
- ⁶ Zum Konzept der Adresse als medialem Bezugsproblem vgl. den von Stefan Andriopoulos, Gabriele Schabacher und Eckhard Schumacher herausgegebenen Band *Die Adresse des Mediums*, Köln 2001.
- ⁷ Niklas Luhmann: Individuum, Individualität, Individualismus, in: ders.: Gesellschaftsstruktur und Semantik. Studien zur Wissenssoziologie der modernen Gesellschaft, Bd. 3, Frankfurt/M. 1993, S. 149-258, hier: S. 256.
- ⁸ Foucault: Überwachen und Strafen (Anm. 4), S. 38.
- ⁹ Rosalind Krauss: Die diskursiven Räume der Photographie, in: dies.: Das Photographische. Eine Theorie der Abstände, München 1998, S. 40-58, hier: S. 50f.
- ¹⁰ Michel Foucault: Der Wille zum Wissen, in: ders.: Schriften, Bd. I, Frankfurt/M. 2001, S. 294-298, hier: S. 295.